

NACHRICHTEN

Verein «al Huda» abgeblitzt

ISLAM. Das Zürcher Volksschulamt und der Regierungsrat haben zu Recht die Bewilligung für einen islamischen Kindergarten verweigert. Das Verwaltungsgericht hat die Beschwerde des Vereins «al Huda» abgelehnt, der ein solches Projekt in Volketswil realisieren wollte. Das Konzept nehme keine genügende Abgrenzung zwischen dem «profanen Kindergartenunterricht» und den religiösen Unterrichtsinhalten vor, heisst es im Entscheid vom 17. Juli. Wie schon die Vorinstanz bezeichnete das Verwaltungsgericht die enge Verbindung zum Islamischen Zentralrat als problematisch. **SAS**

Engagement für Minderheiten

NAHER OSTEN. Das Engagement für religiöse Minderheiten im Nahen Osten soll eine Priorität der schweizerischen Aussenpolitik werden. Dies fordert die christliche Organisation Christian Solidarity International (CSI) in einer Petition, die sich an Bundesrat Didier Burkhalter richtet. Neun Nationalräte aus SVP, FDP, SP, CVP und EVP unterstützen sie. **STS**

Versöhnung und Reue zum Jubiläum

REFORMATION. Die Evangelische Kirche in Deutschland feiert mit der Bischofskonferenz 2017 zum Reformationsjubiläum einen Versöhnungsgottesdienst mit Vergebungsbitte. «Wer sich auch mit dunklen Seiten der Reformation befasst, zeigt Stärke», sagt der Ratsvorsitzende Heinrich Bedford-Strohm. Passend dazu drückten Theologen der EKD gegenüber dem Ökumenischen Patriarchat von Konstantinopel ihr Bedauern über die Zerstörung von religiösen Bildern während der Reformation aus. **SAS**

AUCH DAS NOCH

Big Brother zählt die Schäfchen

ÜBERWACHUNG. Eine israelische Sicherheitsfirma hat die Kirche als Marktlücke entdeckt. Mit der Gesichtserkennungssoftware «Churchix» will sie die Schäfchen beim Kirchgang zählen. Nicht nur das: Per Gesichtsscans werden säumige Konfirmanden entlarvt und können vom Pfarrer bei einem Hausbesuch ins Gebet genommen werden. Auch neue Besucher werden erkannt und können nach dem Gottesdienst angesprochen werden. In den USA sind bereits in dreissig Kirchen Kameras und PCs installiert. **BU**

Ort des Grauens, Ort der Hoffnung

HIROSHIMA/ Vor siebzig Jahre warfen die Amerikaner die Atombombe ab. Ein Besuch in der Gedankstätte der japanischen Stadt, die an Zerstörung, Tod und Leid erinnert.



Zeremonie im Friedenspark von Hiroshima, vorne im Bild das symbolische Grab für die Opfer der Bombe

Ein tiefer Glockenton erfüllt das Gelände. Im Friedenspark von Hiroshima schlägt ein Junge mit dem Klöppel gegen die Friedenglocke. Sein Vater steht ernst dabei. Immer wieder ertönt an diesem Tag der Klang – es ist, als wollten die Besucher der Gedächtnisstätte damit ein Zeichen des Friedens in die Welt senden.

Vor siebzig Jahren, am 6. August 1945, warf die US-Luftwaffe die Atombombe mit dem verharmlosenden Namen «Little Boy» (kleiner Junge) über dem Zentrum der Hafenstadt ab. Ihre gewaltige Zerstörungskraft tötete sofort bis zu 90 000 Menschen. Achtzig Prozent der Innenstadt wurden zerstört und verbrannt. Nur die Ruinen der Steingebäude blieben stehen.

VIEL BESUCHTES MAHNMAL. Eine dieser Ruinen ist der sogenannte Atombomben-Dom, die ehemalige Industrie- und Handelskammer mit der markanten Kuppel, die an einen Dom erinnert. Er überstand den Bombenabwurf, weil die Bombe fast direkt über ihm explodierte. Seit dem Jahr 1996 gehört er zum Welt-

kulturerbe und ist zum Symbol für die Barbarei und Zerstörung geworden, die eine Atombombe anrichten kann.

Menschen aus aller Welt, darunter viele Amerikaner, besuchen diesen Ort, lesen an Tafeln die Geschichte des Abwurfs, sitzen schweigend auf Bänken oder reden gedämpft miteinander. Schülergruppen kommen mit ihren Lehrern. Hier herrschen Stille und Betroffenheit – auch wenn sich der Ort in einem boomenden Stadtviertel befindet.

LEHRER MIT VISION. Einheimische Führer informieren die Besucher über das Ungeheuerliche jenes Ereignisses. In ganz Hiroshima gibt es zwanzig Gruppen solcher Guides, die die Erinnerung an die Vergangenheit lebendig halten.

Einer von ihnen ist der 69-jährige ehemalige Englischlehrer Kosei Mito. Er trägt ein Schild um den Hals: «Im Uterus Überlebender». Seine Mutter, heute 92 Jahre alt, war beim Abwurf der Bombe mit ihm schwanger. Mito hat Informationsmappen in Japanisch, Englisch, Französisch und Chinesisch verfasst. In ihnen

1945: Hiroshima und Nagasaki

Am 6. August 1945 löschte die amerikanische Atombombe in der japanischen Hafenstadt Hiroshima Zehntausende Leben aus. In einem Radius von 0,5 Kilometer um das Explosionszentrum herum starben 90 Prozent der dort lebenden Menschen. Bis Ende Dezember 1945 kamen insgesamt 144 000 Menschen an den Folgen der radioaktiven Strahlung um – fast ausschliesslich Zivilisten. Der zweite amerikanische Atombombenabwurf erfolgte am 9. August auf die Stadt Nagasaki. Die Bombe mit dem Codewort «Fat Man» (Fetter Mann) tötete sofort 22 000 Menschen, weitere 39 000 bis 80 000 Personen starben später an den Folgen des Bombenabwurfs.

können die Besucher das Unfassbare von früher, aber auch die Auswirkungen von heutiger Radioaktivität auf die Menschen nachlesen.

«Meine Führungen sind mein offener Klassenraum», sagt er lächelnd. Er führt exakt Statistik über die Nationalität der Besucher – 642 Schweizerinnen und Schweizer sind darunter. Kosei Mito treibt eine Vision an. Er glaubt nämlich, dass die Weltmeinung irgendwann zur Ächtung von Nuklearwaffen führen werde. «Alle Besucherinnen und Besucher sollten wissen, was hier geschah und was geschehen wird, wenn erneut eine Atombombe abgeworfen wird. Wenn die Menschen die Geschichte von Hiroshima kennen, kann kein Mächtiger der Welt mehr eine Atombombe einsetzen», sagt Kosei Mito. Die Weltmeinung werde die politischen Führer stoppen.

Ob das jemals geschehen wird? Der ehemalige Lehrer jedenfalls ist davon überzeugt. Er wird vom Grundsatz geleitet: «Vergeben, aber nicht vergessen. Frieden entsteht niemals aus Hass.»

ZAHLOSE TOTE. Auf dem Gelände des Friedensparks steht auch ein Gedenk-Kenotaph, also ein Scheingrab, unter dem in Schriftrollen die Namen aller Atombombenopfer aufgeschrieben sind. Bis heute werden Menschen, die aufgrund der Spätfolgen der Strahlung gestorben sind, hier erfasst. Inzwischen sind es 106 Bände mit 292 325 Namen. «Ruht in Frieden, denn dieser Fehler darf sich nicht wiederholen», steht sinngemäss auf einer Tafel vor dem Bogen der Gedenkstätte. Im Hügel, auf dem sich der Kenotaph befindet, ist die Asche von 70 000 Toten bestattet worden. Blickt man durch den Bogen hindurch, sieht man den Atombomben-Dom – so erhält das Grauen an dieser Stelle Namen, und die Opfer bleiben nicht unpersönlich.

FEHLENDE INFORMATION. Ausserdem dokumentiert auf dem Gelände das Friedensmuseum den Bombenabwurf und seine Folgen. Kosei Mito war dort früher als Führer tätig. Heute steht er dem Museum skeptisch gegenüber. Er erzählt,

«Ich bin überzeugt, dass Nuklearwaffen irgendwann weltweit geächtet sein werden.»

•••••

KOSEI MITO

dass nach dem Unfall im Atomreaktor von Fukushima im Jahr 2011 Menschen ins Museum gekommen seien, um Informationen über die Strahlenauswirkungen auf den Körper durch radioaktiven Niederschlag zu erhalten. Doch bis heute biete das Museum keine Angaben dazu, bemängelt er. «Es spiegelt die Haltung der japanischen Regierung wider, die die Auswirkungen von radioaktivem Niederschlag herunterspielen will.»

UNGEHEUERLICHE GESCHICHTEN. Dafür werden dort eindruckliche Geschichten erzählt. Gegenstände erinnern an die Toten, beispielsweise ein Dreirad – das Lieblingsspielzeug des dreijährigen Shinichi Tetsutani. Er fuhr es vor seinem Elternhaus, als die Bombe explodierte. Nach seinem Tod in der folgenden Nacht fand sein Vater, er sei zu jung, um alleine auf dem Friedhof zu liegen – und begrub ihn zusammen mit dem Dreirad im Hof. Erst im Sommer 1985 fand der Vater die Kraft, seinen Sohn zu exhumieren und in einem Familiengrab auf dem Friedhof beizusetzen. Das Dreirad schenkte er dem Museum als Ausstellungsstück.

Die Ausstellung schliesst mit der Galerie der politischen und religiösen Persönlichkeiten, die das Museum beichtigt haben. Jimmy Carter ist dabei der einzige US-Präsident, der es besuchte – allerdings erst nach dem Ende seiner Amtszeit im Jahr 1984. Eine amerikanische Entschuldigung für das Grauen von Hiroshima und Nagasaki steht bis heute aus. **JÜRGEN DITTRICH**



Schweizer Mythen als lebendiges Theater: Wilhelm Tell in der Version der Tellspiele von Interlaken

Tell, Morgarten und der Untergang der Ägypter

GESCHICHTE/ Nationale Mythen werden fleissig entzaubert und stiften dennoch Identität. Die Theologie kennt beide Seiten. Und sie weiss, Wahrheit erschöpft sich nicht in historischen Fakten.

Die alten Eidgenossen sind mitten unter uns. Im Super-Jubiläumsjahr, in dem der Schlachten am Morgarten (1315) und in Marignano (1515) gedacht wird, lebt Geschichte neu auf: Hier wird ein Mythos von Politikern als Wurfgeschoss verwendet, dort die Faktenlage von Historikern zurückgeschleudert. Wie damals fleht auch heute manch einer: Frieden!

Wären nicht hiesige Theologen prädestiniert, im Streit um Mythos und Geschichte zu vermitteln? Sie sind biblischen Geschichten verpflichtet, deren Wahrheitsgehalt jenseits historisch verbürgter Fakten liegt. Theologen bauen Brücken zwischen Glaube und Wissenschaft, zwischen Feiern und Forschen.

Konrad Schmid ist Professor für Altes Testament an der Universität Zürich. Locker und leichtfüssig sein Auftreten, klar und doch konziliant seine Aussagen. Wie begegnet er dem Nationalfeiertag, wie dem Rütlichschwur? Verständnissvoll. «Dass der erste August ein zufällig gewähltes Datum ist, wissen wir alle.

Der Rütlichschwur ist ein Mythos, wie ihn die meisten Völker pflegen.» Mythen entstammten Fragen nach dem eigenen Wesen, die in Form von Ursprungsfragen gestellt würden. Sie dienten der Selbstvergewisserung eines Volkes. Ein Individuum würde seine Lebensgeschichte nicht anders erzählen, vergleicht der Theologe: «Menschen heben gewisse Ereignisse besonders hervor, verfälschen sie vielleicht auch leicht. Zentral bleibt aber, dass sie bestimmend für die eigene Lebensgeschichte geworden sind.»

FLUTEN UND BAUMSTÄMME. Bernhard Harnickell feiert am ersten August Gottesdienst. Der Pfarrer aus dem solothurnischen Derendingen hegt offen Sympathien für die mythologische Version der Schweizergeschichte: «Mythen schaffen Identität. Das ist heute besonders wichtig, da gesellschaftliche Veränderungen verunsichern und eine einseitig rationale Welt überhandnimmt.» Harnickells Eltern stammen aus Deutschland, er wuchs

in Basel auf. In der Schule wunderte er sich, dass die Schweizergeschichte im Unterricht nicht vorkam. «Ich finde, die Geschichten von Winkelried oder Morgarten muss man auch kennen.»

Auch das Alte Testament strotzt von Kriegsgeschichten. Die biblische Erzählung vom Untergang des ägyptischen Heers im Schilfmeer (Exodus 13-15) und die Legenden von der Niederlage der Habsburger in der Schlacht am Morgarten klingen auffällig ähnlich: Beide Verlierer waren mächtig und zahlenmässig überlegen, beide wurden von oben – hier von den Fluten, dort von herunterrollenden Baumstämmen – gebodigt. Die Underdogs erfuhren ihren Sieg als göttlichen Segen. Die mythische Version der Schweizergeschichte als mittelalterliche Fortschreibung der Bibel? «Das trifft es durchaus», sagt Professor Schmid. Zumal die biblische Überlieferung Einfluss auf die nationale Geschichtsschreibung hatte. «In beiden Fällen ist es eine Geschichte, die für die Gegenwart gemacht

ist.» Pfarrer Harnickell sagt: «Das jüdische wie das Schweizervolk haben sich durch solche Erzählungen konsolidiert.»

Gleichwohl sind beide Theologen den Mythen nicht verfallen. Besonders nicht, wenn es darum geht, aus dem Damals direkte Folgerungen fürs Heute zu ziehen. Obwohl sich die Ahnen im Kampf gesegnet fühlten, wehrt sich Harnickell dagegen, wenn Menschen heute in Konflikten «über Gott verfügen» wollen. Auch Schmid betont: «Der Sieg des Underdogs in einem Konflikt ist ein relativ banales Erzählschema. Wenn man das erkennt, relativiert sich die Geschichte dahinter. So kann der Mythos auch nicht hier und heute für einen Ägypter- oder Österreicher-Hass herhalten.»

WUNSCH UND SCHWEIZ. Als Kronzeuge, dass Bibel und Mythos nicht in eins fallen, gilt der Neutestamentler Rudolf Bultmann (1884–1976). Sein Enthymologisierungsprogramm unterschied strikt zwischen einem veralteten Weltbild der Bibel und der existenziellen Situation ihrer Autoren. «Er war wichtig, um die Bibel mit der Moderne im Gespräch zu halten», sagt Schmid. Zugleich sei man sich heute der Grenzen seiner Theologie bewusst. «Auch der moderne Mensch bleibt mythisch empfindsam.» Engel, Heilige und Ursprungserzählungen erwiesen sich als fortschrittsresistent.

Zurück zum bisweilen hysterischen Historikerstreit. Exzesse gibt es beidseits: Nationalkonservative setzen Mythen mit Fakten gleich, während Historiker den überlieferten Schlachtverlauf am Morgarten als pure Fantasie abtun. Hier gehe es, so Schmid, nicht mehr um Geschichte: «Die Freisetzung solcher Energien kann nur passieren, weil sich die mythischen Geschichten, über die man streitet, mehr auf die Gegenwart beziehen als auf die Vergangenheit.» Übereifrige Politiker und Historiker müssten also mehr über ihre Wunsch-Schweiz von heute debattieren. **REMO WIEGAND**

Legendäre Schlacht am Morgarten

Die Schlacht am Morgarten ist lange her und hat doch eine relativ junge Geschichte. Lange war das Gedenken an die Schlacht eigentlich nur für Schwyz wichtig. Erst ab 1891 gewann die Schlacht als Sinnbild für heldenhafte Eidgenossen, die sich gegen Unterdrücker wehrten, an Bedeutung.

DER BRIEF. Die tatsächliche Bedeutung der Schlacht hält der Überhöhung, die sie später erfahren hat, keineswegs stand. Am 15. November 1315 war der Herzog Leopold von Habsburg mit seinem Gefolge von Zug aus durch das Ägerital nach Sattel unterwegs, als er am Morgarten von Schwyzern überfallen und in die Flucht geschlagen wurde. Die genauen Ursachen, die zur Schlacht geführt haben, sind historisch umstritten. Eine Folge der Schlacht war der Morgartenbrief vom 9. Dezember 1315, in dem Uri, Schwyz und Unterwalden ein Bündnis eingingen. Im Dokument fiel erstmals das Wort «Eidgenosse». **FMR**

morgarten2015.ch



Keine Angst: Der Tell trifft immer

Das Hilfswerk Heks klagt gegen die «Basler Zeitung»

JUSTIZ/ In der «Basler Zeitung» wurde das Heks unter anderem der Veruntreuung von Spendengeldern beschuldigt. Das kirchliche Hilfswerk zieht deshalb vor Gericht.

Es ist dicke Post, die Gastautor David Klein in der «Basler Zeitung» verteilt. Unter dem Titel «Schweizer Spendengelder für Vorurteile» wurde Ende März sowohl in der Zeitung als auch in der Onlineausgabe ein Artikel publiziert, in dem Klein unter anderem schreibt: «Das Hilfswerk der evangelischen Kirchen Schweiz (Heks) unterstützt Antisemitismus.»

HILFSWERK KRITISIERT ISRAEL. Für das Heks brachte der Text das Fass zum Überlaufen: Mitte Mai reichte das Hilfswerk beim Zivilgericht Basel-Stadt deshalb Klage gegen die «Basler Zeitung»

ein wegen Verletzung der Persönlichkeitsrechte. Gemäss Dieter Wüthrich, Leiter Medien und Information beim Heks, geht es bei der Klage um die folgende Stelle im Artikel: «Mit seinen antisraelischen Aktivitäten verstösst Heks gegen das eigene Stiftungsstatut und veruntreut Spendengelder.» Damit werde das Hilfswerk der Begehung einer Straftat bezichtigt. Das sei üble Nachrede und ausserdem «in höchstem Grad rufschädigend», stellt Wüthrich fest.

Warum aber keine Lösung des Streits, ohne die Justiz zu bemühen? «Wir forderten die Redaktion auf, den Artikel von

«Teils sind Aussagen schlicht unwahr oder diffamieren Heks auf polemische Weise.»

•••••
DIETER WÜTHRICH

ihrer Website zu entfernen. Das wurde relativ schnöde abgelehnt. Für uns war der gerichtliche schliesslich der einzig gangbare Weg», sagt Dieter Wüthrich.

Bereits am 13. März hatte die «Basler Zeitung» einen Text von Klein publiziert, in dem das Heks als «federführend bei antisraelischer Agitation» bezeichnet wurde. Sechs Tage später brachte die Zeitung eine Replik von Heks-Direktor Ueli Locher. Diesen Weg auch beim zweiten Artikel von David Klein zu beschreiten, hätte wenig gebracht, sagt Wüthrich: «Es gäbe ein Pingpongspiel von Anschuldigungen und Repliken, das niemandem etwas bringen würde.»

DIE ZEITUNG SCHWEIGT. Aus Sicht des Heks ist der zweite Artikel von Klein auch in anderen Punkten zu beanstanden: «Zum Teil erhebt der Autor eine subjektive Meinungsäusserung zur Tatsache, zum Teil sind Aussagen schlicht unwahr oder diffamieren das Heks auf polemische Weise», sagt Wüthrich. Zu diesen

Stellen gehörten die folgenden Sätze: «Das Heks lanciert sogar Strafmassnahmen, wie die Kennzeichnung israelischer Produkte, ähnlich der erzwungenen Kleiderkennzeichnung von Juden im Mittelalter. (...) Der Hass auf Israel ist grösser als der Wunsch, Gutes zu tun.»

Für Wüthrich ist zudem aus publizistischer und medienethischer Sicht «höchst fragwürdig», dass David Klein nicht als Gastautor gekennzeichnet wird. Und dies, obwohl das Heks gemäss Wüthrich bereits nach dem ersten Beitrag wegen dieses Versäumnisses beim zuständigen Ressortleiter interveniert hatte, worauf dieser versicherte, dass das nicht üblich sei, und eine Berichtigung versprach. Eine solche Berichtigung sei nie erfolgt.

Die Verantwortlichen der «Basler Zeitung» wollten auf Anfrage von «reformiert.» zum Artikel von David Klein nicht Stellung nehmen. Über ihren Anwalt liessen sie lediglich ausrichten: «Unsere Mandatschaft wird sich dazu nicht öffentlich äussern.» **MARIUS SCHÄREN**

Sprengkandidatur gegen Straub lanciert

KIRCHENRATSWAHL/ Synodale um Pfarrer Willi Honegger portieren überraschend eine neue Kandidatin, Marlies Petrig. Dies sorgt bei der Religiös-Sozialen Fraktion für rote Köpfe, deren offizielle neue Kandidatin Esther Straub damit angegriffen wird.



Spannung garantiert: Am 15. September kämpfen acht Personen um sieben Sitze im Zürcher Kirchenrat

Um die bevorstehende Kirchenratswahl ist ein politisches Ränkespiel im Gang. Eine Gruppe von Synodalen um Willi Honegger, Präsident der Evangelisch-Kirchlichen Fraktion, portiert überraschend eine neue Kandidatin, Marlies Petrig. Die Angaben dazu, wie breit der Coup abgestützt ist, sind widersprüchlich. Wilma Willi, Präsidentin des Synodalvereins, sagt, sie portiere Petrig gemeinsam mit Honegger. Thomas Maurer, Präsident der Liberalen Fraktion, will nicht so weit gehen und betont, er unterstütze lediglich die neue Wahlmöglichkeit.

Entscheiden müssen so oder so die Synodalen, von denen die meisten von der neuen Kandidatur aber noch gar nichts wissen. Die Hearings in den Fraktionen finden nämlich erst nach den Sommerferien statt.

Somit werden am 15. September drei neue Kandidatinnen um zwei freie Sitze im Kirchenrat und fünf Bisherige um ihre Wiederwahl kämpfen. Die Religiös-Sozialen und die Liberalen hatten bereits im Frühling Esther Straub und Katharina Kull ins Rennen geschickt. Petrig wird nun explizit gegen Straub aufgestellt.

MOTION GESCHEITERT. Denn wird die Pfarrerin aus Schwamendingen gewählt, bekommt die Pfarrrschaft im Kirchenrat eine Mehrheit. In einer Motion wollte Honegger ein Verbot der Pfarrermehrheit in der Kirchenordnung verankern. Doch die Synode lehnte den Vorstoss ab. Die Religiös-Sozialen blieben trotz der Drohkulisse bei ihrem Einervorschlag.

Das Pikante an der neuen Kandidatur: Marlies Petrig ist für die religiös-soziale

Fraktion keine Unbekannte. Sie war dort bereits für die Nachfolge von Irene Gysel im Gespräch. Straub entschied die Vorwahlen jedoch klar für sich und hat in den eigenen Reihen grossen Rückhalt.

Sie könne durchaus verstehen, wenn sie in der religiös-sozialen Fraktion nun «als Nestbeschmutzerin» gelte, sagt Petrig. Trotzdem würde sie nach einer Wahl am liebsten für diese Fraktion Kirchenpolitik machen. «Mich aufzunehmen, wäre für die Religiös-Sozialen sicher eine Herausforderung.» Aber dort sei sie zu Hause. Honeggers evangelisch-kirchliche Fraktion sei keine Alternative: «Da wäre es mir zu wenig divers.»

Honegger betont denn auch, dass er den Sitzanspruch der religiös-sozialen Fraktion nicht infrage stelle. «In einer anderen Konstellation wäre Esther

Straub durchaus wählbar. Doch im gegenwärtigen Reformprozess wird den Kirchengemeinden sehr viel abverlangt», sagt Honegger, der in Bauma Pfarrer ist. «Es wäre kontraproduktiv, wenn der Verdacht genährt würde, der Kirchenrat schone die Pfarrrschaft.»

FÜHRUNG UND FREIWILLIGE. Petrig bringe als Geschäftsleitungsmitglied des Kompetenzzentrums Pflege und Gesundheit in Bassersdorf Führungserfahrung mit und sei als Co-Präsidentin des Stiftungsrates der Sozialwerke Pfarrer Sieber bestens vernetzt. Zudem war sie zehn Jahre in der Leitung des Cevi-Nationalverbandes tätig. Petrig sagt, sie sei in den letzten Wochen von mehreren Leuten kontaktiert worden. «Mir ist wichtig, dass meine Kandidatur breit abgestützt ist.» Auch sie hält eine Pfarrermehrheit in der Exekutive für «unglücklich». Deshalb sei es richtig, wenn die Synode nun die Wahl habe zwischen zwei Personen «mit sehr unterschiedlichen Profilen».

Matthias Reuter, Fraktionspräsident der Religiös-Sozialen, ist da freilich dezidiert anderer Meinung. Er hat erst durch die Recherchen von «reformiert.» von Petrigs Kandidatur erfahren. «Das Vorgehen empfinde ich als Affront gegenüber den Religiös-Sozialen», sagt er empört. Es sei für ihn unverständlich, warum er nicht auf direktem Weg informiert werde. Zumal es sich um eine wilde Kandidatur handle, die offensichtlich auf Straub ziele. Würde er Petrig im Falle einer Wahl in die Fraktion aufnehmen, wie diese es sich vorstellt? «Das ist für mich persönlich ein absolutes No-Go», stellt Reuter klar.

UNLIEBSAMES PROFIL. Der Pfarrer aus Zürich-Höngg gibt sich kämpferisch. «Wir setzen uns für unsere zwei Sitze und die offiziell nominierten Kandidaten ein, den bisherigen Kirchenrat Bernhard Egg und die neue Kandidatin Esther Straub.» Letztere sei als Theologin mit Dokortitel, SP-Kantonsrätin und berufstätige Mutter «eine Topkandidatin» für das Amt und sehr sorgfältig ausgewählt worden. Seine Fraktion portiere ganz bewusst eine Theologin, die die Religiös-Sozialen im Zürcher Kirchenrat vertritt. Denn bis heute sei erst ein einziges Mal überhaupt eine Theologin Mitglied des Gremiums gewesen.

Straub selbst gibt sich gelassen, obwohl auch sie über die Art der Lancierung von Petrigs Kandidatur «sehr befremdet» ist. «Es ist immer gut, wenn die Synode auswählen kann», betont sie. Das Argument der drohenden Pfarrermehrheit hält sie allerdings für vorgeschoben. Sie vermutet, dass manche Kreise explizit keine Theologin im Kirchenrat haben möchten, schon gar keine feministisch profilierte wie sie. «Dabei wäre es doch wünschenswert, dass Frauen im höchsten Leitungsgremium der Zürcher Landeskirche theologisch mitdenken.»

FELIX REICH, SABINE SCHÜPBACH



«Ich fühle mich den Religiös-Sozialen zugehörig. Bei den Evangelisch-Kirchlichen wäre es mir zu wenig divers.»

MARLIES PETRIG



«Es wäre wünschenswert, dass Frauen im Zürcher Kirchenrat theologisch mitdenken.»

ESTHER STRAUB

Die wahre Erzählung kennt keine Verlierer

KULTUR/ Musik, Fabeln und eine Erzählung von Max Bolliger fügt der Musiker Beat Schuler zur Serenade. Es geht um Geschichten als Waffen und den Frieden als ein Fest.



Fremde Federn und bestrafte Eitelkeit: Fabeln von Aesop

«Wenn es mir gelingt, auch nur einem Kind Mut zu machen, sich selbst zu akzeptieren und seinen eigenen Kräften zu vertrauen, dann ist meine Arbeit nicht umsonst.» Das sagte Kinderbuchautor Max Bolliger (1929–2013). Der Musiker Beat Schuler arbeitet daran, dass seine Vision weiterlebt. Aus Bolligers Geschichten macht er ein Gesamtkunstwerk aus Text, Bildanimation und Musik.

DAS GIFT IN DER FABEL. Jetzt hat Schuler die Serenade «An einem schönen Sommertag» erarbeitet. Im gleichnamigen, von Jindra Capec illustrierten Buch hat Max Bolliger die Fabeln von Aesop, der Mitte des sechsten Jahrhunderts

in Griechenland gelebt hatte, in eine Rahmenhandlung verwoben. Der Fuchs, der Rabe, die Schildkröte, der Hase, der Pfau, die Krähe, der Wolf und der Hund versammeln sich an einem Sommertag auf einer Wiese. Zuerst feiern sie ein Fest mit Musik und Tanz, Essen und Trinken.

Dann beginnen die Tiere zu erzählen. Die Fabel vom schlauen Fuchs, der dem eitlen Raben schmeichelt, um ihm den Käse wegzufressen. Vom überheblichen Hasen, der sich im Wettrennen mit der Schildkröte blamiert. Von der Krähe, die sich mit fremden Federn schmückt und vom Pfau dafür gerupft wird. Und die Fabel vom hungrigen Wolf, der sich vom kleinen Hund hinter Licht führen lässt.

Jede Fabel hat ihre Moral. Die Hochstapler und die Fieslinge bekommen die Strafe, die sie verdienen. Doch mit dieser Schmalspurmoral gibt sich Max Bolliger nicht zufrieden. Er lenkt den Blick auf die Belehrteten und Blamierten und legt damit das Gewaltpotenzial der Moral frei. Die Moral der Fabeln vergiftet das Fest. Rabe, Hase, Krähe und Wolf sinnen auf Rache. So wird der Festplatz

zum Schlachtfeld. Die moralischen Sieger und die Verspotteten verkeilen sich ineinander. Der Kampf wogt hin und her und weckt den alten Löwen.

DIE WEISHEIT DES LÖWEN. Auch der Löwe erzählt eine Geschichte. Auch sie hat eine Moral. Aber sie moralisiert nicht. Der Löwe wurde von einer Maus geweckt. Er verschont sie, obwohl er sie locker zerquetschen könnte mit der Tatze. Später, als der Löwe gefangen genommen wird, nagt die dankbare Maus ein Loch ins Netz und befreit den Löwen. Die Tiere verstehen die Geschichte und das Fest beginnt neu: als Versöhnungsfest.

Bolliger zeigt mit seiner Montage der Fabeln, wie Erzählungen als Waffen eingesetzt werden können, wie es Völker und Religionen nur allzu oft tun. Oder eben als Friedensgeschichten, wie es insbesondere die Religionen hoffentlich nie aufhören zu tun. FELIX REICH

AUFFÜHRUNGEN. 29. August, 17.30 Uhr, Kapuzinerkloster Rapperswil. 30. August, 17.30 Uhr, Schloss Kyburg. 11. September, 19.30 Uhr, Forum Jecklin, Zürich

OHNE PAPIERE/ Zwischen 90 000 und 200 000 Menschen leben ohne gültige Papiere in der Schweiz.
OHNE RECHTE/ Dass man sie ausnützt und kriminalisiert, ist unchristlich, sagt der Theologe.

Festrede einer Unsichtbaren

NATIONALFEIERTAG/ Maral Sukh ist eine Sans-Papiers. Vor zehn Jahren verliess die heute 25-jährige Mongolin ihre Heimat und lebt seither ohne Aufenthaltserlaubnis in der Schweiz. Für «reformiert.» hält die Mutter eines Sohnes die Festrede zum 1. August.

Liebe Schweizerinnen und Schweizer
Liebe Mitmenschen, die hier in diesem Land leben

Die Schweiz feiert heute Geburtstag, man sagte mir, es sei der 724. Das ist ein stolzes Alter, und ich gratuliere ganz herzlich. Ebenso herzlich möchte ich mich bedanken, dass ich als Festrednerin eingeladen wurde.

Das ist nicht selbstverständlich, denn eigentlich gibt es mich in diesem Land gar nicht. Ich lebe zwar hier, arbeite, besass sogar kurze Zeit eine AHV-Nummer und wohne mit meinem Mann, meinem kleinen Sohn und zwei weiteren Menschen in einer Einzimmerwohnung. Ich gehe einkaufen, treffe Freunde und lese die Gratiszeitungen, und trotzdem weiss niemand offiziell, dass es mich gibt.

FREUNDLICHE SCHWEIZER. Jetzt darf ich zu Ihnen sprechen. Das mache ich sehr gerne, denn nicht nur heute an diesem festlichen Tag sehe ich hier viele freundliche Menschen. Menschen, die sich auf der Strasse grüssen oder im Tram für alte Leute aufstehen. Menschen, die glücklich sind, hier zu leben und diesen Geburtstag nicht ohne Stolz feiern.

Das ist alles andere als selbstverständlich. Ich bin in der Mongolei aufgewachsen, und dort wird man auf öffentlichen Plätzen, in Geschäften oder auf Ämtern nicht so nett angesprochen. In der Hauptstadt Ulan Bator, wo ich lebte, gibt es viele sehr arme Menschen, die keine Arbeit, kein Geld und keine Unterstützung haben. Hier jedoch funktioniert der Staat gut, die meisten haben genug zum Leben. Wer krank ist, wird gepflegt. Deshalb haben Sie, liebe Schweizerinnen und Schweizer, tatsächlich Grund zum Feiern.

Meine Eltern waren arm. Mein Vater, ein Alkoholiker, arbeitete nicht. Meine Mutter verdiente etwas Geld als Kochhilfe, und ich lebte mit meiner Schwester bei der Grossmutter. Gerne möchte ich

von einer glücklichen Kindheit erzählen können. Davon, wie ich beispielsweise den Nationalfeiertag in der Mongolei als fröhliches Fest mit speziellem Essen und traditioneller Musik genossen hätte. Aber viel Schönes gab es für mich nicht. Meine Grossmutter starb, als ich vierzehn war. Ich wurde krank, bekam keine angemessene Behandlung und konnte schliesslich mit einer Nachbarin und deren Kindern das Land verlassen. In der Schweiz gaben wir uns als Familie aus. Wir lebten in einer eigenen Wohnung, und ich konnte zur Schule gehen.

Gerade als ich eine Lehre anfangen wollte, kam der negative Entscheid: Das Asylgesuch wurde abgelehnt. Meine Begleiterin reiste zurück in die Mongolei. Ich blieb hier, arbeitete als Putzfrau, lernte Deutsch, reichte zwei weitere Asylgesuche ein, beide wurden abgelehnt. Ich lebte in Nothilfezentren, Asylunterkünften und im Ausschaffungsgefängnis. Dort traf ich Flüchtlinge mit traurigen Geschichten und Asylsuchende mit hohen Erwartungen. Da wurde mir klar: Nur wenn ich mein Leben selbst in die Hand nehme, passiert etwas.

SPIELLENDE KINDER. Liebe Festgemeinde, Sie feiern die Geburtsstunde Ihres Landes, und ich feiere mit. Zwar nicht als eine von Ihnen, aber als eine unter Ihnen. Zwar als eine ohne Papiere und ohne Rechte, aber als eine, die dieses Land und seine Menschen schätzt. Wenn Sie im Schweizerpsalm von Morgenrot und Abendglühn singen, dann sehe ich mich an meinem Lieblingsort in Bern sitzen. Am Ufer der Aare unter den grossen alten Bäumen, die seit Jahrzehnten ihren Schatten spenden – allen, In- und Ausländern, Erwünschten und Unerwünschten, solchen mit und ohne Papiere.

Dann höre ich das Rauschen des Wassers und das Lachen der Kinder auf dem nahen Spielplatz. Mittendrin in der Kinderschar mein Sohn. Unbeschwert spielt er mit, und ich bin dankbar. Für

einige Augenblicke vergesse ich die Angst, entdeckt zu werden. Vergesse, dass ich nirgendwo einen Raum habe, der nur mir gehört, dass ich niemals laut reden darf und Menschenansammlungen auf Plätzen oder in Bahnhöfen meide. Bloss nicht auffallen oder gar in etwas verwickelt werden. Weder als Opfer einer Tötlichkeit noch als Zeugin eines Zwischenfalls. Nichts darf dazu führen, dass ich nach meinem Ausweis gefragt werde. Rasch und unauffällig gehe ich durch die Strassen, um mein Leben als Sans-Papiers – und das meiner Familie – nicht zu gefährden.

VERTRAUEN STATT GELD. Ich stelle mir vor, wie es wäre, ein Mensch mit Papieren zu sein: Ich würde eine Ausbildung machen, am liebsten als Buchhalterin oder als Kosmetikerin. Ich würde für meine Familie genügend Geld verdienen, und wir hätten vielleicht sogar eine eigene Wohnung. Ich würde mitreden und den Verantwortlichen für Migrationsfragen in der Schweiz sagen: Gebt den Asylsuchenden eine Chance. Gebt ihnen kein Geld, sondern schenkt ihnen Vertrauen und die Möglichkeit, sich zu bewähren, sei es an einer Arbeitsstelle oder einfach so im Alltag.

Und den Zugewanderten würde ich zurufen: Hört auf rumzusitzen und Hilfe zu erwarten. Macht etwas! Bietet eure Dienste an, knüpft Kontakte, lernt die Sprache, seid freundlich wie die Schweizer, sagt Grüessech und uf Widerluege, dann ist schon viel gewonnen. Oder wie wir in der Mongolei sagen: Bukh ym saikhan bolno, dann kommt das schon gut.

ALLTAG ALS LUXUS. Ja, ich beneide Sie, liebe Eidgenossinnen und Eidgenossen. Nicht um Ihren Tell oder Ihr Rütli, nicht um die Grossbanken oder Pharmariesen, die Luxusuhren oder den stabilen Franken. Ich beneide Sie um die Selbstverständlichkeit, mit der Sie Ihren Alltag leben, zur Arbeit gehen, im Restaurant

sitzen, Kultur- und Sportveranstaltungen geniessen, Kirchen besuchen oder mit Ihren Kindern spielen.

Und ich erlaube mir als Festrednerin, eine Bitte auszusprechen. Nein, Sie müssen nichts Wesentliches ändern, nur ab und zu zur Seite schauen und dem Leben in den Zwischenräumen Ihre Aufmerksamkeit schenken. Irgendwo sitzen sie nämlich, die Menschen, die keine Heimat haben. Oder sie stehen in einer Warteschlange, rauchen in einer Toreinfahrt oder wischen einen Fussboden. Vielleicht ist eben jetzt einer in Ihrer Nähe, hüstelt leise und versucht, so unsichtbar wie nur möglich zu sein.

Sie müssen ihm ja nicht gleich eine Aufenthaltsgenehmigung besorgen, ein freundliches Grüezi reicht erst mal, der Rest wird sich ergeben. In diesem Sinne wünsche ich der Schweiz und all ihren Bewohnerinnen und Bewohnern offene Augen und ein beherztes aufeinander Zugehen: Bukh ym saikhan bolno.

AUFGEZEICHNET: KATHARINA KILCHENMANN



Maral Sukh, 25

(der richtige Name ist der Redaktion bekannt) ist mongolische Staatsbürgerin und wohnt seit nunmehr zehn Jahren in der Schweiz. Nachdem ihr Asylgesuch

dreimal abgelehnt wurde, ist sie vor einem Jahr untergetaucht und lebt seither ohne gültige Papiere. Ein erstes Härtefallgesuch wurde bereits abgelehnt, ein weiteres ist in Planung.

ARBEIT. Maral arbeitet als Reinigungshilfe in einem Privathaushalt und im Küchenteam eines Restaurants. Bei Krankheit bietet das Schweizerische Rote Kreuz Beratung und Behandlung an.

Das oft erforschte und doch meist unbekannte Wesen

SANS-PAPIERS/ Sie dürften gar nicht hier sein. Und doch leben und arbeiten sie unter uns. Der Alltag für die Sans-Papiers in der Schweiz ist härter geworden. Und der Umgang mit ihnen laviert zwischen Gesetzestreue, Wirtschaftsinteressen und dem Bemühen um Menschenrechte.

Sie sind ein Geisterheer – die Sans-Papiers in der Schweiz. Soziologen und Migrationsforschende versuchen, der anonymen Masse von Hausarbeiterinnen, Küchengehilfen, Landwirtschaftshelfern und Pflegerinnen ein Profil zu geben, und spekulieren über ihre Zahl. 90 000 bietet eine Studie des Forschungsinstituts GFS als Richtwert an. Aber diese Schätzung ist schon zehn Jahre alt. Es könnten auch viel mehr sein. Wer ohne Aufenthaltsrecht hier lebt, setzt sich eine Tarnkappe auf, um unsichtbar zu bleiben, und lässt sich nicht zählen.

GEFRAGTE ARBEITSKRÄFTE. Bei ihrer Annäherung sind die Migrationsforscher auf eine Informationsdrehscheibe angewiesen: auf die Beratungsstellen der Sans-Papiers, die von den Kirchen unterstützt werden. Da ist beispielsweise Bea Schwager, Leiterin der Sans-Papiers-An-

«Ich schätze, dass inzwischen rund 10 000 Kinder ohne Aufenthaltsgenehmigung in der Schweiz leben.»

••••••••••

BEA SCHWAGER

laufstelle Zürich. Sie vermittelt das Gespräch mit der brasilianischen Hausarbeiterin Maria. Schon die Begrifflichkeit Sans-Papiers empört Maria, die in ihrem Pass natürlich einen anderen Namen stehen hat. «Ich will als Mensch nicht darauf reduziert werden, keine Schweizer Aufenthaltsgenehmigung zu besitzen», sagt sie. Maria hat sich schon im Urwald für europäische Literatur interessiert, später in der Schweiz Philosophie studiert. Beim Besteigen des Flugzeuges wusste sie: «Ich komme nicht mehr nach Brasilien zurück.» Putzlappen und Mopp sind für sie nur Instrumente im Kampf ums Überleben. Viel lieber würde sie mit Kindern Philosophie betreiben.

Maria spricht hervorragend Deutsch. Sie leidet weniger darunter, auf die Polizei achtgeben zu müssen. Ihr grösstes Unbehagen rührt vielmehr daher: dass sie im 21. Jahrhundert ihre Botschaften nicht mit ihrem Namen beispielsweise in unserem Blatt mitteilen darf. Die sich sonst so gewählt ausdrückende Philosophin sagt: «Das kotzt mich an!»

Allein im Kanton Zürich gibt es 8000 Sans-Papiers-Frauen, zumeist aus Südamerika und Südosteuropa, die Wohnungen putzen, Kinder oder alte Menschen betreuen. Sie leisten ein Drittel der privaten Hausarbeit im Kanton. Zu diesem Schluss kam vor drei Jahren die Zürcher Studie «Wisch und Weg».

BESSERE ZUKUNFT. Marias Biografie zeigt: Wenn einer aus der anonymen Masse der Sans-Papiers heraustritt, erhält das Unbekannte ein Gesicht. So unterschiedlich wie ihre Herkunftsländer, so unterschiedlich sind auch die Gründe für ihren unregelmässigen Aufenthalt. Sie sind unkontrolliert oder mit falschen Papieren eingereist. Sie sind nach einem rechtmässigen Aufenthalt unerlaubt geblieben. Sie sind dem Partner, dem Vater oder der Mutter gefolgt, die hier legal arbeiten. Oder ihr Asylgesuch wurde abgelehnt, und sie sind untergetaucht. Maria ist indes ein Ausnahmefall. Nicht so sehr ihr akademischer Hintergrund ist

ungewöhnlich. Sans-Papiers-Putzfrauen mit Hochschulstudium, hat die Zürcher Studie gezeigt, sind nicht selten. Aber dass sie Weltbürgerin sein will und dafür den hohen Preis der ungesicherten Existenz in der Schweiz auf sich nimmt, das ist ungewöhnlich.

Denn eines ist für Bea Schwager von der Zürcher Anlaufstelle klar: Der Motor der globalen Migration ist die Arbeit. Es geht darum, ein Auskommen zu haben, die Familie zu Hause zu unterstützen, den Kindern eine Ausbildung, eine bessere Zukunft zu ermöglichen. Das bedeutet oft: Die Kinder bleiben bei ihren Verwandten zurück. Mama und Papa kennen sie nur vom PC-Monitor her. Ihre Fernbeziehung ist auf Skype aufgebaut.

VERSTECKTE KINDER. Indes vollzieht sich gerade ein Wandel: In die Zürcher Beratungsstelle kommen immer mehr Kinder. Bea Schwager schätzt, dass mittlerweile 10 000 Kinder ohne Aufenthaltsgenehmigung in der Schweiz leben. Sie wurden hier geboren oder von ihren Eltern aus aller Welt in die Schweiz gebracht. Die längst vergangenen geglaubten Zeiten der versteckten Gastarbeiterkinder sind zurück. Immer mehr Menschen, auch aus EU-Ländern wie Spanien, Portugal oder Italien, suchen in der Schweiz ein Auskommen und nehmen unerlaubterweise ihre Kinder zu sich. Und immer mehr minderjährige Asylsuchende kommen allein hierher.

Einer von ihnen ist Abou (Name geändert). Er war sechzehn, als er von der Elfenbeinküste in die Schweiz kam. Sein Onkel organisierte die Reise für ihn. Das Geld dafür nahm der Junge aus einem Versteck seines Vaters, nachdem dieser im Bürgerkrieg umgekommen war. Abou hatte nur eines im Sinn: fliehen vor der Stiefmutter, die ihn aufs Schwerste misshandelte und zutiefst hasst. Jetzt, wo der Vater tot war, wollte Abou weit weg, damit sie ihn nie wiederfinden kann.

Dass der Junge nach einer einmonatigen Reise über Mali, Marokko, Spanien und Frankreich schliesslich in der Schweiz landete, war ein Zufall. Sein

«Dass jugendliche Sans-Papiers eine Lehre machen können, ist grossartig und für uns ein wichtiges Instrument.»

••••••••••

MARIANNE KILCHENMANN

Schlepper liess ihn an einem französischen Bahnhof stehen, versprach, gleich wiederzukommen. Es war Dezember, bitterkalt, der Junge wartete zwei Tage lang. Schliesslich stieg er in den erstbesten Zug, dort war es warm. An der Endstation Genf weckte ihn ein Kontrolleur. Abou hatte keine Ahnung, wo er war.

GEFÜRCHTETE RÜCKKEHR. Das ist jetzt drei Jahre her. Vergangenen Sommer wurde das Asylgesuch von Abou abgelehnt. Familientragödien sind kein Asylgrund, und die Elfenbeinküste gilt wieder als sicher. Der junge Mann kann jederzeit im Zentrum abgeholt und mit einem Ausschaffungsflug nach Abidjan gebracht werden. «Ich habe riesige Angst zurückzumüssen», sagt er. Abou

überlegt sich unterzutauchen. Doch auch davor fürchtet er sich. Er könnte zwar fürs Erste bei Kollegen wohnen. Aber wovon leben, wie eine Arbeit finden? Zu gerne wäre der junge Mann Metallbauer geworden.

GROSSE HÜRDEN. Diese Vorlehre wurde ihm nach dem Schnuppren an der Technischen Fachschule angeboten. Abou spricht inzwischen gut Deutsch. Er hat zwei Jahre lang die Integrationsklasse der berufsvorbereitenden Schule besucht, war einer der Besten. Schon in der Elfenbeinküste war die Schule sein liebster Zufluchtsort.

Marianne Kilchenmann von der Berner Beratungsstelle Sans-Papiers fürchtet, dass sie nicht viel tun kann für Abou. Zwar dürfen jugendliche Sans-Papiers in der Schweiz seit zwei Jahren eine Lehre machen; ans Gymnasium und an die Universität können sie schon länger. Für die Lehre aber braucht es ein Gesuch, um ein befristetes Aufenthaltsrecht zu erhalten. Die Hürden dafür sind hoch. Allein schon die Bedingung, fünf Jahre lang in der Schweiz die Schule besucht zu haben, erfüllt Abou nicht. Bisher haben nur wenige Jugendliche von der neuen Möglichkeit Gebrauch gemacht. Das hat auch mit der Angst zu tun, dass bei einem negativen Entscheid die ganze Familie ausgewiesen werden könnte.

WICHTIGES INSTRUMENT. Trotzdem ist Marianne Kilchenmann glücklich über die Motion des Generatinalrats Luc Barthassat, welche die jetzige bundesrätliche Verordnung ermöglichte. Auch wenn bisher nur wenige Jugendliche mit ihren Familien davon profitiert hätten: «Für diese Einzelnen ist das grossartig, und für uns ein wichtiges Arbeitsinstrument», sagt sie und fügt an: «Vorlagen zugunsten von Ausländern werden immer seltener. Im letzten Jahr wollte die SVP auch diese vom Tisch haben, vors Volk bringen und nicht dem Bundesrat überlassen. Im Parlament ist sie damit nur knapp gescheitert.

Nebst der Verordnung für die Lehre gibt es mit der Härtefallregelung schon seit 2001 für Sans-Papiers die Möglichkeit, ihren Status zu legalisieren. Die Anforderungen sind jedoch sehr hoch. Und die Chancen, dass der kantonale Migrationsdienst das Gesuch überhaupt dem Bund unterbreitet, sind von Kanton zu Kanton unterschiedlich. Doch immerhin kamen in den letzten vierzehn Jahren 2509 Personen auf diesem Weg zu einer Aufenthaltsbewilligung. Nicht enthalten in diesen Zahlen sind abgewiesene Asylsuchende, die ebenfalls ein Härtefallgesuch stellen können. Tauchen sie jedoch unter, haben sie keine Chance mehr, je zu einem Aufenthaltsrecht zu kommen.

Als die Sans-Papiers 2001 mit Auftritten ihrer Kollektive und mit Kirchenbesetzungen erstmals richtig ins öffentliche Bewusstsein traten, gab es viel Sympathie in der Bevölkerung. Im Laufe der Jahre aber ist das migrationspolitische Klima rauer geworden. Ständige Verschärfungen im Asyl- und Ausländerrecht haben den Alltag der Sans-Papiers erschwert. Die Stimmen unter den Bürgerlichen, die sich früher für ihre Anliegen einsetzten, sind weniger geworden. Der wachsende Migrationsdruck und die Ratlosigkeit, wie ihm begegnet werden

Grosser Bedarf in Haushalten

Die meisten weiblichen Sans-Papiers arbeiten in Privathaushalten. Als Putzfrauen zum Beispiel verdienen sie im Kanton Zürich laut einer Studie von 2012 durchschnittlich 23 Franken pro Stunde. Ganz offensichtlich besteht ein Bedarf nach ihrer Arbeitskraft, denn in der Regel erhalten die Frauen marktübliche Stundenlöhne. Erst mit dem Gesetz gegen Schwarzarbeit (2008) und entsprechenden Kampagnen wurde vielen Arbeitgebern bewusst, dass ihre «Perle» unerlaubt in der Schweiz ist. Das hat zu Entlassungen geführt, in gewissen Fällen auch zu Lohnkürzungen, wissen die Sans-Papiers-Beratungsstellen. Doch mehrheitlich werden die Frauen weiter beschäftigt.

VERSICHERT. Sans-Papiers-Arbeitnehmer können bei den Sozialversicherungen angemeldet werden, dann gilt ihre Arbeit nicht mehr als Schwarzarbeit. In der Regel gibt es keinen Datenaustausch zwischen Sozialversicherungs- und Migrationsbehörden. Ein Restrisiko besteht aber immer.

kann, führen bei vielen Leuten zu einer immer abweisenderen Haltung gegenüber Ausländern.

Umso mehr setzen die Beratungsstellen auf pragmatische Schritte. Sie kennen alle Gesetze, Beschwerdemöglichkeiten und Gerichtsurteile, auf die sie sich berufen können. «Und es gibt immer wieder Lehrer, Arbeitgeber und Behördenmitglieder, die sich von Schicksalen berühren lassen und ihren Ermessensspielraum ausschöpfen», sagt Marianne Kilchenmann. Damit arbeitet sie, so gelingen kleine Erfolge.

Zum Beispiel, dass eine Sans-Papiers Prämienverbilligungen bekommt für die Krankenkasse, die sie trotz ihres kargen Einkommens abgeschlossen hat. Dafür müsste die Frau aber erst jemanden finden, der ihr ein Bankkonto zur Verfügung stellt. Denn selber kann sie keins einrichten. «Sans-Papiers sind jedoch meist gut vernetzt, anders könnten sie hier gar nicht leben», sagt Kilchenmann.

VIELE WIDERSPRÜCHE. Es gibt viele Widersprüche im Umgang mit Sans-Papiers. Ihr Aufenthaltsstatus ist nicht legal, ihre Arbeit wird aber gebraucht. Sie können jederzeit verhaftet werden und zugleich einen AHV-Ausweis haben.

Das Gegenteil der kleinen Schritte wären kollektive Regularisierungen. An demorts in Europa und in den USA wird das immer wieder gemacht. In zehn europäischen Ländern hat man zwischen 1974 und 2002 den Aufenthalt von nahezu drei Millionen Sans-Papiers legalisiert. Und der New Yorker Bürgermeister Bill de Blasio versprach im letzten Jahr einer halben Millionen Einwohnern ohne gültige Papiere Ausweise, damit sie Mietverträge unterzeichnen, Bankkonten eröffnen und am öffentlichen Leben der Stadt teilnehmen können. In der Schweiz hat sich Genf als einziger Kanton in dieser Sache hervorgetan. Vor zehn Jahren forderte er vom Bund eine kollektive Bewilligung für 5000 Sans-Papiers.

Doch daraus wurde nichts. Zu gross ist die Angst vor einer Sogwirkung, davor, dass eine Amnestie weitere Migranten anziehen könnte. Man setzt viel mehr auf individuelle Lösungen wie die Härtefallregelung. Diese sollte jedoch grosszügiger ausgelegt werden, fordert beispielsweise die Eidgenössische Migrationskommission.

NEUES LEBEN. Eine der bislang wenigen Möglichkeiten für Sans-Papiers, ihren Aufenthalt zu legalisieren, ist die Heirat. Dem wollte die Lex Toni Brunner einen Riegel schieben. Inzwischen haben aber Gerichtsurteile das Heiratsverbot wieder relativiert. Doch klar ist: Die Liebesverhältnisse werden genau geröntgt. «Wenn die Frau älter ist als der Mann, besteht schon ein Anfangsverdacht auf eine Scheinehe», sagt Bea Schwager.

Maria will nicht den Heiratsweg gehen. Aber sie will ihren Tarnnamen ablegen, nicht mehr wie im vergangenen Jahr sieben Mal die Wohnung wechseln. Derzeit stellt sie ihr Dossier für das kantonale Migrationsamt zusammen. Ihre Chancen stehen gut: keine Beziehung zum Heimatland, gute Deutschkenntnisse, eine lange Aufenthaltsdauer. Und selbstverständlich hat sie einen makellosen Leumund. Denn das macht die Sans-Papiers aus: Sie müssen die bravsten Bürger sein. Schon eine Tramfahrt ohne Fahrausweis kann ihre Ausweisung bedeuten. **CHRISTA AMSTUTZ, DELF BUCHER**



«Mitgenommen»

Auf den Bildern von Ursula Häne zeigen Menschen, die ihr Land verlassen mussten. Gegenstände, die sie mit ihrer Heimat verbinden. Ihre Recherche begann die Fotografin in der Anlaufstelle für Sans-Papiers in Zürich. Über ihren Aufenthaltsstatus wollten die meisten Flüchtlinge nichts sagen. Die vollständige Fotoarbeit von Ursula Häne wurde von März bis November 2012 in der «Wochezeitung» publiziert.

- 1 Geflüchtet aus dem Iran: «Diesen Ring habe ich von einem guten Freund bekommen. er ist jetzt im Iran und wird wohl aus politischen Gründen hingerichtet. Es ist, als ob mir mein Freund ein Leben anvertraut hätte. Das Doppelschwert steht für Ali Ibn Abi Talib, den wir Aleviten als ersten Imam verehren.»
- 2 Geflüchtet aus Somalia: «Diese muslimische Gebetskette habe ich schon ganz lange. Sie besteht aus 99 grünen Plastikperlen, damit bete ich fünfmal am Tag, immer ungefähr zehn Minuten.»
- 3 Geflüchtet aus Eritrea: «Als ich acht Jahre alt war, war ich mit meiner Mutter in Israel. Dort hat sie mir dieses Kreuz geschenkt. Ich trage es, weil es mich an sie erinnert, sie ist gestorben. Ich habe es schon mehrmals verloren, und es wurde mir auch schon gestohlen. Aber es kam immer wieder zu mir zurück.»
- 4 Geflüchtet aus Somalia: «Ich bin vierzehn und seit vier Jahren in der Schweiz. Ich bin über Kenia aus Somalia in die Schweiz gekommen und konnte überhaupt nichts mitnehmen.»
- 5 Geflüchtet aus dem Tibet: «In dem roten Stoffsäckchen ist ein heiliges Papier. Es beschützt mich vor bösen Geistern. In der schwarzen Kugel befindet sich tibetische Medizin, sie sorgt für guten Schlaf.»
- 6 Geflüchtet aus Gambia: «Diese Kette in den Farben der Flagge von Jamaika gefällt mir sehr, weil sie eng am Hals liegt, das ist zurzeit Mode. Ich habe sie selbst gemacht, das ist gar nicht so einfach. Ich habe dafür zwei, drei Stunden gebraucht, ein Freund hat mir gezeigt, wie es geht. Die Perlen sind aus Plastik.»
- 7 Geflüchtet aus der Türkei: «Dieser Anhänger ist einem Stempel aus dem Osmanischen Reich nachempfunden. Ein Freund hat mir die Kette geschenkt, kurz bevor ich vor neun Monaten in die Schweiz kam. Die Kette bedeutet mir sehr viel.»



«Legalisieren wäre politisch vernünftig»

MIGRATION/ Jacob Schädelin setzt sich ein für eine Legalisierung aller Sans-Papiers. Dies begründet er biblisch. Weil Migranten zu den Schwächsten gehörten. Und weil Migration aus Armut Pflicht sei.



Jacob Schädelin sagt, Migration ist kein Verbrechen: die Bibel spricht gar von einer Pflicht

Von Sans-Papiers ist erst seit einigen Jahren die Rede. Gab es das Phänomen der Papierlosen früher nicht?

JACOB SCHÄDELIN: Doch, Papierlose gab es natürlich schon immer. Denken Sie nur an die illegal und oft versteckt lebenden Kinder der Saisoniers in den Sechziger- und Siebzigerjahren. Aber man hat einfach nicht davon gesprochen. 2002 kam der Begriff aus Frankreich zu uns. Es gab auch bei uns Demonstrationen und Kirchenbesetzungen, und damit gelangte der Begriff ins öffentliche Bewusstsein.

In Basel, Bern und Zürich entstanden damals Beratungsstellen. Was haben sie bewirkt?

Sans-Papiers wurden ein öffentlich diskutiertes Thema. Die Politik befasste sich damit. Das ist erst einmal positiv. Aber natürlich müssen wir auch feststellen, dass sich die Situation verhärtet hat. Die Regelungen wurden dichter, die Behörden restriktiver. Die SVP hat bei-

spielsweise bewirkt, dass Sans-Papiers nicht mehr heiraten können. Weiter werden Sans-Papiers wegen ihres illegalen Aufenthalts immer wieder bestraft. Mehrmals nacheinander. Unter anderem deshalb ist die Zahl der «kriminellen Ausländer» in der Schweiz so hoch.

Zahlen über Sans-Papiers in der Schweiz sind äusserst widersprüchlich. Was denken Sie, wie viele Papierlose halten sich gegenwärtig hier auf?

Ich weiss es auch nicht. 90 000 oder 200 000? Alles, was wir haben, sind Schätzungen, denn die Leute sind ja eben nirgends registriert.

Aber Sie kennen aus Ihrer Tätigkeit ganz viele Sans-Papiers. Beschreiben Sie uns einmal den oder die «typische Sans-Papiers». Die Person ist zwischen 20 und 55 Jahren alt. Lebt seit einigen Jahren hier, ist integriert, spricht oft flüssend eine

Landessprache, ist sehr agil, weiss genau, wie man sich hier verhalten muss, um nicht aufzufallen. Schwarzfahren beispielsweise ist tabu, da könnte man ja erwischt werden. Das Gleiche gilt für Diebstahl. Das Risiko wäre viel zu hoch. Und sie sind verantwortungsbewusst.

Verantwortungsbewusst?

Ja, alle, die ich kenne, sind das. Sie haben ja in der Heimat eine Familie, vielleicht eine kranke Mutter, einen alkoholabhängigen Vater, minderjährige Kinder, die sie unterstützen. Viele schicken monatlich mehrere hundert Franken heim. Das ist eine Menge Geld, wenn man vielleicht zwei- oder drei tausend Franken verdient.

Das heisst: Alle arbeiten?

Ja, klar. Eine Ausnahme sind die abgewiesenen Asylsuchenden, die Nothilfe beziehen. Alle anderen, die wir kennen, arbeiten. Die meisten bezahlen auch Krankenkassenprämien, einige sogar AHV-Beiträge. In den Westschweizer Kantonen hat man ein System entwickelt, das dies möglich macht.

Das ökumenische Netz «KircheNordSüd-UntenLinks», dem Sie angehören, fordert das Grundrecht, «dass Menschen in Würde migrieren können und im Zielland willkommen geheissen werden». Ist das realistisch?

Es wäre nicht nur realistisch, es wäre staatspolitisch sogar vernünftig. Die Schweiz könnte gewinnen. Wir fordern eine neue Migrationspolitik, ein solidarisches Recht, das die Kleinen schützt und die Grossen bündigt. Heute ist es genau umgekehrt: Die Habenden werden vor den Habenichtsen geschützt. Das Eigentum gilt mehr als das Leben.

Und wie müsste diese Amnestie geschehen?

Amnestie ist das falsche Wort. Es geht ja nicht um einen Straferlass. Was es braucht, ist eine Legalisierung. Und die könnte man stufenweise vornehmen.

Ganz ohne Kriterien?

Der Staat könnte einige wenige Kriterien aufstellen. Etwa: Aufenthaltsdauer, Arbeitsplatz, keine schwere Kriminalität ...

«Ängste sind nicht nur einfach da. Sie werden geschürt und bewirtschaftet. Aber man könnte sie auch abbauen.»

Gute Integration?

Das muss man gar nicht verlangen. Wer hier arbeitet, ist auch integriert.

Aber eine solche Aktion müsste man ja dann wohl alle paar Jahre wiederholen?

Möglicherweise. Aber der Arbeitsmarkt würde die Zuwanderung schon regeln. Wenn er gesättigt ist, dann kommen auch keine Arbeitsmigranten mehr. Es ist eine Tatsache, dass ihre Zahl vor allem etwas aussagt über den Arbeitsmarkt.

Könnte die Schweiz im Alleingang vorgehen, oder braucht es eine Koordination unter den Staaten?

Ein Land kann das ohne Weiteres alleine tun. Spanien hat es vor einigen Jahren getan. Da wurden 700 000 Sans-Papiers auf einmal legalisiert. Auch die USA denken über ein solches Vorgehen nach.

Wie realistisch ist eine Legalisierung in einer Schweiz, die Ja sagt zur Zuwanderungsinitiative? Die Ängste sind offenbar gross.

Ängste sind nicht nur einfach da. Die werden auch geschürt und bewirtschaftet. Man könnte Ängsten aber auch positiv begegnen, sie abbauen. Und statt Ängste Solidarität fördern. Solidarität ist die Übersetzung der biblischen «Liebe».

Wie baut man Ängste ab?

Indem man sie benennt und anschaut. In der Bibel heisst es «In der Welt habt ihr

Angst». Das heisst nichts anderes als: In dieser Weltordnung habt ihr Angst. Aber man kann gegen diese Weltordnung auch aufstehen und sich wehren. Man müsste erkennen, warum es Migration gibt. Wirtschaftliche Fluchtgründe werden von Kriegen und von der Finanz- und Wirtschaftsordnung produziert. Wir sind da ziemlich direkt beteiligt.

Keine Angst, dass alles aus den Fugen gerät?

Es ist doch schon aus den Fugen geraten. Europa hat die Migration von Ländern

«Sans-Papiers sind agil und verantwortungsbewusst. Sie sprechen eine Landessprache und sind nicht sozialhilfeabhängig.»

ausserhalb der EU verboten, aber sie findet statt. Die Frage ist nur noch: Wer organisiert sie? Die Staaten oder die Mafia. Im Moment ist es die Mafia.

Wenn wir die Grenzen öffnen, kommen dann nicht plötzlich Millionen Arbeitssuchende?

Millionen werden es nicht sein. Und ein paar 100 000 verkraften wir noch lange. Die Schweiz hat in den letzten Jahren eine gar nicht so schlechte Integrationspolitik betrieben. Unsere Integrationskraft ist beachtlich. Wenn die Zuwanderung aus allen Staaten so geregelt würde wie die Zuwanderung aus Europa – also über die Arbeit –, dann habe ich keine Bedenken. Wenn es keine Arbeit mehr gibt, kommen auch keine Arbeitsmigranten.

Wenn Sie Berater von Justizministerin Simonetta Sommaruga wären, was würden Sie ihr raten?

Als Erstes würde ich ihr raten, die Behörden in den Kantonen anzuweisen, ihren Ermessensspielraum auszuloten und mehr Härtefälle gesuche zu bewilligen. Dann würde ich ihr raten, illegalen Aufenthalt nicht mehr zu verzeihen. Dafür muss man kein einziges Gesetz ändern. Man könnte das Opportunitätsprinzip anwenden, das besagt, wenn ein Vergehen zu geringfügig ist, kann von einer Strafe abgesehen werden. Das müsste man anwenden. Danach könnte man anfangen mit der stufenweisen Legalisierung.

Und was müssten die Kirchen tun?

Kirchen müssten das langfristige Ziel ansteuern, dass es keine Illegalen mehr gibt. Ich denke, kirchlich-theologisch ist es unsere Aufgabe, dass wir das verlangen. Es kann doch nicht sein, dass in der globalisierten Welt die Freiheit des Kapitals, der Waren und der Dienstleistungen gepriesen wird. Aber die Menschen sollen diese Freiheit nicht haben. Menschen müssten doch wohl zuerst kommen.

Solche Forderungen werden bei einem Grossteil der Steuerzahlern nicht gut ankommen.

Ich bin nicht so sicher. Als wir seinerzeit in der Berner Pauluskirche Sans-Papiers beherbergten, gab es Leute, die zu uns kamen und sagten: Bei einer Kirche, die so handelt, will ich auch dazugehören. Mut wird auch belohnt.

Keine Angst, die Kirche könnte weitere Steuerzahler verlieren?

Man wird sehen. Aber man sollte jetzt nicht Dummheiten machen und Kirchgemeindehäuser verkaufen. Wir brauchen sie vielleicht noch mal ganz dringend.

Schlussfrage: Was ist Migration für Sie?

Zunächst einmal ist es ein Menschenrecht und kein Verbrechen. Die Bibel spricht sogar von einer Pflicht. Die Bibel erzählt von einem Gott, der Moses aufordert: Verlass dein Land, harre nicht aus in der Unterdrückung, wehre dich gegen die Demütigungen. Was tun denn die Sans-Papiers anderes?

INTERVIEW: RITA JOST, MARIUS SCHÄREN

Jacob Schädelin, 71

war Pfarrer in Lauenen und Bern (Tscharnergut und Paulusgemeinde). Vor zehn Jahren war er Mitinitiant und Mitbegründer der Berner Beratungsstelle für Sans-Papiers. Seit 2004 ist er pensioniert. Zusammen mit anderen hat er die Migrationscharta «Freie Niederlassung für alle» verfasst.

www.migrationscharta.ch

Ein dialogischer Denker

THEOLOGIE/ Ein neues Buch zeigt, wie sich Karl Barth zeitlebens mit anderen Theologen, Schriftstellern und einem Bundesrat auseinandergesetzt hat.

Jasagen fällt vielen leichter als Neinsagen. Manchmal aber braucht es Menschen, die wie die biblischen Propheten problematische Entwicklungen früh erkennen und den Mut haben, kraftvoll und hörbar Nein zu sagen. Zu ihnen gehört der grosse Schweizer Theologe Karl Barth (1886–1968), der im August 1914 erschüttert feststellen musste, wie fast alle berühmten deutschen Theologieprofessoren, bei denen er studiert hatte, beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges zu den Jasagern zählten und nationalistische Manifeste unterschrieben.

Sein erstes Buch «Der Römerbrief» ist ein fünfhundertseitiges Nein gegenüber allen Formen der Theologie, welche zu modernen Ideologien zaghaft oder keck Brücken bauten: Nationalismus, Sozialismus, Liberalismus, Wissenschaftsglaube. Und so war Barth im Jahr 1933 auch einer der wenigen Köpfe, welche geistig bereit waren, der Verbindung von Nationalsozialismus und Christentum mit einem mutigen und klaren Nein entgegenzutreten. Deshalb wurde er 1935 von den Nationalsozialisten aus Deutschland vertrieben.

PROFESSOR IM DIALOG. Es blieb jedoch nicht bei diesen Neins. Karl Barths ganze theologische Existenz war der stets erneute Versuch, die positiven Grundlagen der Theologie, das Ja Gottes, wieder hörbar und verständlich zu machen. Er war kein prinzipieller Neinsager, sondern in dieser Hinsicht ein fröhlicher Jasager. Deshalb schrieb er von 1932 bis 1967 sein grosses Werk, eine «Kirchliche Dogmatik» mit einem Umfang von zehntausend Seiten. Nun könnte man

«Karl Barth war kein monologisierender Professor, der im Elfenbeinturm einsam Seite für Seite schreibt.»

•••••

NIKLAUS PETER

denken: Ein monologisierender Theologieprofessor, der im Elfenbeinturm einsam Seite für Seite schreibt und weder zuhören noch aufhören kann. Aber das ist unzutreffend. Eberhard Busch, der letzte Assistent Barths, welcher die ausführlichste und beste Barth-Biografie geschrieben hat, würdigt den Basler Theologen in einem eben erschienenen



Freunde und Gegner: Die Theologen Karl Barth (rechts) und Emil Brunner

Buch (s. Kasten) als dialogischen Denker. In fünfzehn Beiträgen beschreibt Busch, wie sehr Barths Theologie in der Auseinandersetzung mit Theologen der Vergangenheit und im steten Dialog mit Zeitgenossen entstanden ist. Das erleichtert den Zugang zu seinem Denken.

VON LUTHER BIS DÜRRENMATT. In der Zwiesprache mit Luther, im Ringen mit dem eindrücklich klaren und irritierend harten Johannes Calvin, in kritisch gelesenen und doch bewunderten Gestalten wie Friedrich Schleiermacher und Sören Kierkegaard sieht man ihn seinen Weg suchen. Eberhard Busch hat die Fähigkeit, die zentralen Gesichtspunkte der Gesprächspartner herauszuarbeiten und dabei Barths leitende theologische Motive verständlich zu machen: Weshalb er Leonhard Ragaz mit Widerspruch begegnet, obwohl sie doch in Friedens- und Gesellschaftsfragen so ähnlich dachten; wie Barths Interesse für den jüdisch-christlichen Dialog sich im Gespräch mit Eugen Rosenstock-Huussy und Franz Rosenzweig entwickelt, und weshalb er im Verhältnis zum Judentum radikaler dachte als Dietrich Bonhoeffer. Warum Theologie nie unpolitisch sein darf, wie es ihm Bun-

desrat Eduard von Steiger vorschreiben wollte. Dieser verbot ihm während des Krieges wegen seiner kritischen Worte das öffentliche Reden und plante, ihn sogar ins Gefängnis zu werfen.

STREIT MIT BRUNNER. Lebendig wird der Dialog mit Friedrich Dürrenmatt beschrieben, der in der kritischen Beurteilung des «Durcheinandertals» dieser Welt ähnlich dachte wie Barth. Und bewegend ist der Abschnitt über das fast lebenslange Gespräch und die tragische Liebe zu Charlotte von Kirschbaum.

Für mich am faszinierendsten war das Kapitel, in dem es um die Freundschaft und Gegnerschaft zum Zürcher Theologen Emil Brunner geht, dem Barth ein hartes «Nein! Antwort an Emil Brunner» (1934) auf den Tisch geknallt hatte. Eberhard Busch zeigt detailliert auf, wie diese Auseinandersetzung wenig mit Barths Streitlust, aber viel mit Brunners Versuchen zu tun hatte, Brücken zu einer allgemein zugänglichen Vernunft zu finden. Demgegenüber war Barths theologische Grundeinsicht: «Mit dem Anfang anfangen heisst: Wir leben von einer ersten und letzten Voraussetzung, die wir nie machen können, weil immer sie sich uns voraussetzt. Kurz: Gott ist nie in unserer Hand, weil wir immer nur in seiner Hand sind.» **NIKLAUS PETER**

Theologe und Kämpfer gegen Nazis

Karl Barth (1886–1968) gilt als einer der bedeutendsten evangelischen Theologen des 20. Jahrhunderts. Der gebürtige Basler studierte in Bern, Berlin, Tübingen und Marburg Theologie. Barth war in Göttingen, Münster und Bonn als Theologieprofessor tätig. Als Mitbegründer der «Bekennenden Kirche» rief er zu Widerstand gegen das NS-Regime auf und verlor seine Stelle, weil er den Amtseid auf Adolf Hitler verweigerte. Dafür bekam er eine Professur in Basel.

BARTH – ein Porträt in Dialogen, Eberhard Busch, TVZ-Verlag, 2015.

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI ist Publizist und Buchautor



Wie die Welt vor unseren Augen verschwindet

SELTSAM. Alle paar Sekunden verschwindet die Welt. Es wird schwarz vor unseren Augen. Wo eben noch Menschen, Häuser und Bäume zu sehen waren, ist nichts mehr. Gar rein nichts. Und der Clou dabei: Wir merken es nicht einmal! Wir meinen immer noch, Menschen, Häuser und Bäume zu sehen. Doch wir täuschen uns. Es ist tatsächlich schwarz. Allerdings nur für einen Sekundenbruchteil – und schon ist alles wieder da. Dieser Wechsel geschieht dermassen schnell, dass uns das dunkle Zwischenspiel schlicht entgeht. Alles nimmt seinen gewohnten Lauf.

LIDSCHLAG. Nein, das hat weder mit Fantasy noch mit Mystik zu tun, sondern mit unserer Gewohnheit, reflexartig zu blinzeln. Unser Auge braucht Feuchtigkeit, um nicht auszutrocknen, der regelmässige Lidschlag sorgt für die Verteilung der Tränenflüssigkeit auf der Hornhaut. Zugleich funktionieren die Augenlider wie Scheibenwischer und putzen kleinsten Dreck weg, damit uns wortwörtlich nichts ins Auge gehen kann. Zehn- bis zwanzigmal heben und senken sich die Lider pro Minute und wir sind zusammengerechnet etwa sechs Sekunden sozusagen blind.

LÜCKE. Die vielen Dunkelphasen registriert aber kein Mensch. Mit gutem Grund: Es wäre furchtbar anstrengend, wenn die sichtbare Welt unaufhörlich zwischen Sein und Nichtsein oszillieren würde. Die Natur hat es gut eingerichtet: Kurz vor dem Blinzeln schaltet das Gehirn die visuelle Wahrnehmung aus und verlängert einfach das bisher Gesehene in die dunkle Lücke hinein. So entsteht eine ununterbrochene Sicht der Wirklichkeit, ähnlich wie einzelne, schnell wechselnde Bilder einen Film ergeben.

MEDITATION. Allein zum Benetzen der Hornhaut müssten wir allerdings nicht so häufig blinzeln, die Hälfte würde bereits genügen. Gemäss einer Studie japanischer Forscher hat der Lidschlag auch noch eine andere Aufgabe: Er teilt die optischen Eindrücke in Portionen auf, damit wir sie besser verarbeiten können. Das andauernde Öffnen und Schliessen der Augenlider hilft, die Realität in verträglichen Dosen einzulassen. Welch kluge Einrichtung! So sorgt der Körper für eine ganz kurze Pause. Man könnte dem frei übersetzt auch Meditation sagen, Lidermeditation.

KONTINUITÄT. Wenn Sie für die Lektüre dieser Zeilen jetzt drei Minuten gebraucht haben, dann haben Sie etwa zwanzig Sekunden lang nichts gesehen. Keine Buchstaben, keine Wörter, keine Sätze. Und trotzdem flüssig weitergelesen. Die Wissenschaftler sagen: Wir sehen die Wirklichkeit nicht so, wie sie ist, sondern so, wie das Hirn sie uns zeigt. Und das korrigiert und retouchiert fleissig, um uns eine stabile, verlässliche Welt zu präsentieren. Eigentlich eine schöne Einrichtung, finden Sie nicht? Übrigens: Die meisten Menschen neigen beim Lesen dazu, am Schluss eines Satzes zu blinzeln. Also jetzt.

LEBENSFRAGEN

Meine Mutter will sterben. Wie soll ich darauf reagieren?

FRAGE. Seit einiger Zeit beunruhigt meine Mutter mich immer wieder mit der Bemerkung: «Ich trete jetzt Exit bei. Ich will sterben. Das ist doch kein Leben mehr so.» Sie ist 85 Jahre alt und eigentlich gesund, abgesehen von Mühe beim Gehen und einer gewissen Gebrechlichkeit. Wie soll ich mich verhalten? Ich fühle mich so hilflos.

ANTWORT. Hilflosigkeit ist das richtige Stichwort! Sie können Ihrer Mutter nur sehr beschränkt helfen. Und Hilflosigkeit ist auch die angemessene Haltung. Wir sind hilflos gegenüber dem Tod, der uns unweigerlich einholt. Wir müssen

Leiden, Gebrechlichkeiten und Sterben mit ansehen und selber aushalten. Gott sei Dank können wir vieles lindern, manches heilen. Aber die Zerbrechlichkeit unseres Lebens bleibt Tatsache.

Zeigen Sie Ihrer Mutter Ihre Hilfslosigkeit! Sagen Sie Ihr, dass Einsamkeit, Behinderung und Einschränkungen auch für Sie schlimme Vorstellungen sind. Dass es schwer ist für Sie, Ihr das Leiden nicht abnehmen zu können. Reden Sie davon, was Sie mit ihr verbindet, was Ihnen fehlen wird nach ihrem Tod und wie traurig Sie sein werden.

Aber: Ihre Mutter ist eine eigene, erwachsene Person, die ihren Weg selbst geht, und, so weit wie möglich, auch wählt. Ihr Leiden gehört ihr. Das gilt es zu respektieren, auch wenn es schwerfällt. Letztlich können Sie nur entscheiden, wie weit Sie Ihre Mutter allenfalls begleiten und unterstützen könnten. Auch dies sollten Sie ihr sagen. Und für sich sollten Sie Unterstützung suchen, falls Ihre

Mutter wirklich ihr Leben selbst beendet.

Ein Drittes: Will Ihre Mutter wirklich sterben? Oder heisst ihre Bemerkung eigentlich: «Ich brauche mehr Hilfe, mehr Zuwendung, andere Medikamente, ein neues Projekt?» Was wäre nötig, damit sie ihr Leben wieder als sinnvoll empfinden würde? Auch dies können Sie nur erfragen und vielleicht Ansätze finden. Entscheiden und Schritte tun muss Ihre Mutter selbst, wenn sie will.

Es geht nicht darum, was Sie oder ich für richtig, christlich oder ethisch halten. Sondern um das Gleichgewicht zwischen Respekt und Zuwendung für Ihre Mutter. Und um geteilte Hilfslosigkeit.

LEBENSFRAGEN. Drei Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Anne-Marie Müller (Seelsorge), Marie-Louise Pfister (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie).

Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich. Oder per E-Mail: lebensfragen@reformiert.info



ANNE-MARIE MÜLLER ist Pfarrerin und arbeitet als Seelsorgerin im Pflegezentrum Dielsdorf

EIN MISSBRAUCH
kann aus einem Menschen



einen anderen machen.



Für Menschen,
die vom Glück
verlassen wurden.

PC 30-444222-5

SPINAS CIVIL VOICES

**Wir investieren
in Menschen**
und betreuen jährlich
fast 5000 Notleidende

Sozialwerke Pfarrer Sieber
auffangen – betreuen – weiterhelfen
www.swsieber.ch, PC 80-40115-7

**Helfen
Sie uns
Kinderträume
zu erfüllen**

Bessere Chancen für Kinder und
Jugendliche in Myanmar, Laos,
Kambodscha und Nord-Thailand

**Child's Dream
Kindertraum**

www.childsdream.org
Postcheckkonto:
UBS AG 80-2-2 (Vermerk: für 0274-821130.01J Child's Dream Association)

Liebe
Partnersuchende

Tun Sie den ersten Schritt –
Alles weitere schaffen wir gemeinsam!

PRODUE
Andrea Klausberger - 044 210 33 38
www.produe.ch

Seit 20 Jahren
vertrauensvoll, kompetent, erfahren

Ich, w, 61, feinfühlig und sehr gepflegt,
wünsche mir
ein sinnerfülltes Leben,
basierend auf dem christlichen Glauben.
Einen niveaувollen und vielseitigen
Mann würde ich sehr gerne
kennenlernen.

Zuschriften unter Chiffre 108587,
Kömedia AG, Geltenwilenstrasse 8a,
9001 St. Gallen.

We fly long-range too!

Alarm: +41 333 333 333
www.rega.ch

rega



Grenzen – Glauben – Geld:

Was die Schweiz zusammenhält



Interdisziplinärer ökumenischer
Kongress

3. und 4. September 2015
Kultur- und Kongresshaus Aarau

Der 4. interdisziplinäre Kongress der Aargauer Landeskirchen fragt nach dem
Verhältnis von Christentum und Schweizer Gesellschaft: Welche Bedeutung haben
christliche Traditionen und Werte in der Zukunft für die Schweiz?

Freitag, 4. September, 9.00–17.15 Uhr mit Referaten von

- Dr. Ludwig Hasler, Publizist und Philosoph
- Dr. Regula Stämpfli, Politologin und Autorin
- Prof. Dr. Ueli Mäder, Soziologe, und Knackeboul, Rapper und Musiker

(Streit-)Gespräche und Ateliers:

mit Daniel Lüscher und Thomas Wallimann über Wirtschaft und Ethik,
mit jungen Erwachsenen über «die (post-)christliche Zukunft der Schweiz».
Ausserdem 8 Ateliers über:
die Rolle des Geldes und der Finanzwirtschaft, religiöse Inhalte in der Schule,
Verhältnis der Religionen, Integrationspolitik und Zusammenhalt, die Spannung
arm – reich, Grenzen des Lebens im Alter, Frauenschweiz – Männerschweiz.

Auftakt am Donnerstag, 3. September:

18 Uhr Apéro riche, 19 Uhr Podiumsdiskussion mit: Susanne Hochuli,
Regierungsrätin, Sibylle Lichtensteiger, Kulturmanagerin, Patrik Müller, Journalist,
und Sina, Musikerin.

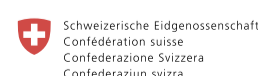
Informationen: www.ref-ag.ch/kongress
Veranstaltet von der Reformierten und
der Römisch-Katholischen Landeskirche Aargau
5001 Aarau, Telefon 062 838 00 18
kongress@ref-aargau.ch, Kosten: Fr. 120.– inkl. Essen



**GESUCHT:
DREAM-TEAMS
2015**

**MITMACHEN UND GEWINNEN:
dream-teams.ch**

Wir suchen Teams, welche einen Beitrag zur Integration von Flüchtlingen
leisten. Mehr Infos zum Wettbewerb unter: www.dream-teams.ch



Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement EJPD
Staatssekretariat für Migration SEM



LESERBRIEFE



REFORMIERT. 7.1./2015
KONSUM. Fleischelust hält ein Stück Kultur am Leben

VERUNGLIMPFEND

Beim Lesen dieses Satzes traute ich meinen Augen nicht, ich musste schon nachfassen: «Kein Fleisch aus Billigimport, denn solche Massenware ist für eine nachhaltige, heimische Weidewirtschaft wohl die grössere Bedrohung als die noch immer relativ kleine vegane Welle.» Zwei bedenkliche journalistische Fehlleistungen stecken hier drin: Die erste suggeriert indirekt, dass es in der Schweiz keine Massentierhaltungen gibt. Wie die Realität hierzulande aussieht, kann man in den Internet-Plattformen verschiedenster Tierschutzorganisationen erfahren. Noch viel bedenklicher aber ist die Bezeichnung der veganen Welle als Bedrohung. Vielleicht betrachtet sich der Autor des Artikels sogar als Tierfreund. Allerdings zu Unrecht, denn niemand, der

Fleisch isst, kann sich Tierfreund nennen, denn seine Freunde isst man nicht. Dass eine sich auf christliche Werte berufende Zeitung solche Gedanken abdruckt, die eine Bewegung verunglimpfen und als Bedrohung bezeichnen, die sich für Leben und Barmherzigkeit gegenüber allen Kreaturen einsetzt und auch danach lebt, ist bestenfalls zum Kopfschütteln.
GIANCARL ZACCHIA-HUGGFENBERGER, SEON

NICHT NACHHALTIG

Nicht nur Veganer rufen zum Fleischverzicht auf, sondern seit Jahren auch all jene, welchen bewusst ist, dass der Prokopfkonsum an Fleisch zu gross ist, als dass dieses nachhaltig produziert werden könnte. Dabei geht es nicht nur um Massentierhaltung, sondern schlichtweg darum, dass die Fleischproduktion hier in der Schweiz abgesehen von einigen Labelprodukten auf Kraftfutter wie Soja angewiesen ist. Für dessen Produktion werden in Ländern wie Brasilien Kleinbäuerinnen und Kleinbauern durch Grossgrundbesitzer von ihren Äckern vertrieben und grosse Flächen an primärem Regenwald gerodet und somit unwiederbringlich zerstört. Das schleckt auch die sprichwörtliche Geiss nicht weg, die hoffentlich abgesömmert ist und als Gitzbraten das Label «Schweizer Fleisch» ohne Etikettenschwindel tragen darf.
ESTHER GISLER FISCHER, DIETLKON

REFORMIERT. 7.1./2015
PORTRÄT. Mutter Courage und ihre schulun Kinder

ABGESETZT

Der Artikel über Alice Nkom, welche sich für die Homosexuellen in Kamerun einsetzt, ist sehr interessant. Er bedarf einer Richtigstellung. Der hetzende Erzbischof von Yaoundé (Kamerun) Tonye Bakot wurde 2014 von Papst Franziskus wegen seiner Hetzreden und auch wegen eines Finanzskandals seines Amtes als Erzbischof enthoben. Frau Alice Nkom gebührt aller Respekt.
EMIL SCHREYGER, ZUMIKON

REFORMIERT. 7.1./2015
DOSSIER. «Kann Narzissmus Sünde sein?»

WERTSCHÄTZEND

Zum Jesuswort «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst» müsste erwähnt werden, dass Jesus hier 3. Mose 19, 18 zitiert. Vielen Christinnen und Christen ist nicht bewusst, dass dieser Text in der hebräischen Bibel steht. Aktuell wären heute auch die Verse 33 und 34 aus demselben Kapitel: «Wenn ein Fremdling bei dir wohnt in eurem Lande, so sollt ihr ihn nicht bedrücken. Wie ein Einheimischer aus eurer eigenen Mitte soll euch der Fremdling gelten, der bei euch wohnt, und du sollst ihn lieben wie dich selbst – seid ihr doch auch Fremdlinge gewesen im Lande ägypten; ich bin der Herr, euer Gott.»
ANNEMARIE EGLI-HÄNNI, HINWIL

IHRE MEINUNG INTERESSIERT UNS. Schreiben Sie an: zuschriften@reformiert.info oder an «reformiert.» Redaktion Zürich, Postfach, 8022 Zürich.

Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

AGENDA

GOTTESDIENSTE

Taizé-Gebet. Einfache, ökumenische Liturgie, Lieder aus Taizé, Stille, persönliche Fürbitten. Immer am ersten Donnerstag des Monats. Nächste Daten: **6. August, 3. September**, jeweils 19 Uhr, Alte Kirche Altstetten, Pfarrhausstrasse 10, Zürich.

Sommervesper III. Schweizer Volksmusik neu interpretiert. Gejodelt, gesungen, gestrichen und gezupft. Christine Lauterburg (Jodel, Gesang, Geige, Langnauerli), Eva Wey (Geige), Dide Marfurt (Drehleier, Halszither), Meinrad Furrer (Liturgie). **7. August**, 18.30 Uhr, Predigerkirche, Zürich.

Politischer Abendgottesdienst. Die frühe Zeit der Atomversuche. Von der militärischen Nutzung zur friedlichen Katastrophe der nuklearen Entsorgung. Mit Marcos Buser, Geologe Zürich. **14. August**, 18.30 Uhr, ref. Kirche St. Peter, St. Peterhofstatt, Zürich.

Uetliberg-Gottesdienst. Die ref. Kirchengemeinden um den Uetliberg laden zum traditionellen Familiengottesdienst. **16. August**, 10.15 Uhr, beim Sendeturm (bei schlechtem Wetter im Restaurant Uto-Kulm). Feuer zum anschl. Grillieren steht bereit. Gratis Shuttle-Busse ab Bahnhof Uetliberg (für Züge mit Ankunft 9.35 Uhr und 9.55 Uhr).

Jodler-Messe. Gottesdienst mit Pfr. Ueli Greminger, Jodlerklub St. Jakob, Jodlerklub Wipkingen-Waldegg, Alphorngruppe Muntanalis, Illanz. **30. August**, 10 Uhr, ref. Kirche St. Peter, St. Peterhofstatt, Zürich.

TREFFPUNKT

Gelateria auf der Piazza. Coupes selber zusammenstellen mit vielen verschiedenen Glacesorten und kleinen Zutaten (Fr. 2.50 pro Kugel), warme und kalte Getränke. **8. + 15. August**, jeweils 18–21 Uhr, ref. Thomaskirche, Kirchenvorplatz, Burstwiesenstrasse 44, Zürich.

Open-Air-Kino. «Little Miss Sunshine», Komödie für Jung und Alt. **15. August**, 20.30 Uhr, Kirchenwiese hinter dem Lindenplatz (bei schlechtem Wetter in der Alten Kirche), Zürich-Altstetten. Bar und Grill ab 19 Uhr. Decke,

TIPP



Das Cinéma du Sud in Rapperswil

FILMFESTIVAL

Das solarbetriebene Cinéma du Sud ist auf Tournee

Gezeigt werden an je einem Abend «Kite Runner» über eine Kindheit in Afghanistan und «Conducta» über den Alltag eines Schuljungen in Havanna. Das Kino kommt nach Wädenswil (20./21. August), Adliswil (22./23. August), Rapperswil-Jona (25./26. August) und Horgen (27./28. August). Der Eintritt ist überall frei, bei schlechtem Wetter gibt es einen Ausweichort. Sitzgelegenheiten selber mitbringen.

CINEMA DU SUD. Aufführungsorte und Anfangszeiten auf www.helvetas.ch, «Solarokino» in Suchfeld eingeben, oder 044 368 65 00.

Sitzgelegenheit mitbringen. Eintritt frei – Kollekte.

Glockenjubiläum. 100-Jahr-Jubiläum des Geläuts. Fest und eigens verfasstes Glocken-Spiel von Urs Bertschinger.

15. August: Premiere Glocken-Singspiel, 19.15 Uhr, Kirche, anschliessend Apéro. **16. August:** Gottesdienst mit Glocken-Singspiel, 10 Uhr, anschliessend Festbetrieb mit Grill, Salat-, Dessertbuffet, Spielen, Unterhaltung, Kirchturmführungen, Handbetrieb des Geläuts. Ref. KGH und Kirche, Watterstrasse 23, Regensdorf.

Jubliäums-Fäscht. «Aus Gebrauchtem Neues entstehen lassen» – Fest zum 40-jährigen Bestehen des Brockenhauses Arche (Sozialfirma). **22. August**, 10–4 Uhr, Hohlstr. 489, Zürich. Tagesprogramm (gratis), 10–20 Uhr: Kreativ-Werkstätten (bis 17 Uhr), Spiele, Karussell, Speis und Trank. Abendprogramm, 20–4 Uhr, Fr. 10.–; Konzert Grand Cannon – Pfuri, Kniri und Zach Prather mit Waldsäge, Giesskanne und Gartenschlauch. DJ Prinzessin in Not und Spruzzi-Monorecords. Info und Vorverkauf Abendtickets: www.archezuerich.ch/40jahre

Vollmondsingen. Im Chor der Kirche mit Walti Winkler. **29. August**, 20.30 Uhr, ref. Kirche, Ottenbach.

Fussball-Nachmittag. Gespräch, Autogrammstunde, Plausch-Fussballspiel mit dem Schwamendinger Profi-Fussballer Florian Stahel (FC Vaduz). **30. August**, 14–15.30 Uhr, Ladenkirche Schwamendingen, Winterthurerstrasse 65, Zürich. Ab 12.30 Uhr: Grill, Kaffee- und Kuchenbuffet sowie Torwandschiessen mit Preisen.

Ferienwoche für Trauernde. Leise das Leben wieder lernen. Mit Regina Scherrer, Seelsorgeerin, und Michael Scharenberg, cand. theol. **30. August – 5. September**, Gästehaus Kloster Bethanien, St. Niklausen. Kosten: Fr. 950.–, EZ inkl. VP. Info/Anmeldung: r.schebu@gmail.com, 078 687 04 12.

KLOSTER KAPPEL

Abendungang. Blumen zum Essen. Mit Christine Schmid, Leiterin des Klostergartens. **7. August**, 17–18 Uhr. Eintritt frei.

Musik und Wort. «Klangreise in verschiedenste Jemandsländer». Bettina Boller (Violine) und Lukas Rohner (Klangrad, Möbeltrommel,

Wahwahlodica usw.). Lesungen: Pfrn. Elisabeth Wyss. **30. August**, 17.15 Uhr, Klosterkirche. Eintritt frei – Kollekte.

Kloster Kappel, Kappel am Albis. Info/Anmeldung: 044 764 88 30, sekretariat.kurse@klosterkappel.ch

KULTUR

2. Kammerkonzert. Mit Werken von C. Ph. E. Bach, W. A. Mozart, Ch. Koechlin, A. Honegger. Martianne Frutiger (Flöte), Martin Frutiger (Oboe und Englischhorn), Tobias Fankhauser (Orgel). **9. August**, 17.30 Uhr, ref. Stadtkirche, Kirchplatz, Winterthur. Eintritt frei – Kollekte.

Konzerte und Abschied. Eulach-Voices. **23. August.** Matinée mit geistlicher Chormusik, 11.30 Uhr, ref. Kirche St. Arbogast, Hohlandstr. 5, Winterthur. Sommerkonzert mit weltlicher Chormusik und einem Film über die Eulach-Voices (2005–2015), 14.30 Uhr, ref. KGH Oberwinterthur, Hohlandstrasse 7, Winterthur. Eintritt frei – Kollekte.

Lichtkuben. Marisa Fuchs, Künstlerin aus Gais, hängt mit wachgetränktem Pergamentpapierfahnen meditativ Licht in den leeren Raum. Vernissage mit Apéro. **27. August**, 18 Uhr, Predigerkirche, Zürich. Die Ausstellung dauert bis 25. September.

Abendmusik. Die Sintflut von W. Burkhard (Die Sintflut), Motteten von H. Schütz und Orgelwerken. Zürcher Kantorei zu Predigern, Christian Döhring (Orgel), Johannes Gehring (Leitung). **30. August**, 19.30 Uhr, Werkeinführung 18.45 Uhr, Predigerkirche, Zürich. Eintritt: Fr. 45 / 30.–. Vorverkauf: www.kantorei.ch, Abendkasse ab 18.30 Uhr, Jecklin 044 253 76 76.

Paris romantique. «Le feu céleste» von C. Saint-Saëns und Cécilienmesse von Ch. Gounod. Singgemeinde Pfäffikon und Camerata Cantabile. **30. August**, 19.30 Uhr, ref. Kirche, Pfäffikon. Eintritt frei – Kollekte.

Konzert. Mit Susanne Pfister (Schwyzerörgeli und Hackbrett) und Getrud Schwarz (Seegräbner Orgel). **30. August**, 17 Uhr, ref. Kirche, Seegräben. Eintritt frei – Kollekte.

TIPPS



Antarktis

KINDERATLAS

WIMMELBUCH FÜR JUNG UND ALT

In der Antarktis, wo die Pinguine wohnen, schichtet sich Eis und Schnee bis zu 4000 Meter hoch. Blau- und Schwertwale ziehen vorbei, Albatrosse landen auf den eisigen Pisten des Südpols. Viel zu staunen gibt es für Kinderaugen, wenn sie eine visuelle Weltreise durch den aussergewöhnlichen Atlas «Alle Welt» von dem Illustratoren-Ehepaar Aleksandra und Daniel Mizielinsky unternehmen. Überall gibt

es etwas zu entdecken. Dass auf den Schweizer Bergen Steinböcke grasen, kommt den hiesigen Kindern bekannt vor. Dass aber die Elefanten nicht nur in Afrika, sondern auch in Asien zu Hause sind, wusste mancher vielleicht nicht. Bei der Expedition durch das Landkarten-Bilderwimmelbuch mit 4000 Miniaturen aus allen Kontinenten und 51 Ländern kommen auch Erwachsene aus dem Stauern nicht heraus. **BU**

ALLE WELT. A. u. D. Mizielinsky, Moritz-Verlag, 2013. Fr. 34.90.



Subjektiver Globus

SACHBUCH

IDEOLOGISCHE KARTOGRAFEN

Weltanschauungen prägen Weltkarten. Das ist die These von Jerry Brotton. Vorstellungen aus Religion oder Machtpolitik geraten beim Zeichnen ins Kartenmaterial. Selbst Googlemaps zeigt dort die beste Auflösung, wo sich die globalen Hotspots des Konsums befinden. **BU**

DIE GESCHICHTE DER WELT IN ZWÖLF KARTEN. Jerry Brotton, C. Bertelsmann, 2014. Fr. 24.80.



Luzern

INTERNET

BUCHTIPPS FÜR LITERARISCH REISENDE

Die Literaturlandkarte ist etwas für reisende Büchermenschen, die im Hotelzimmer gerne noch ein Buch von ihrem Aufenthaltsort lesen. Autoren und Werke werden vorgestellt. Beispiel Luzern: Da verkündet die Schriftstellerin Christina Viragh in ihrem Roman «Pilatus» die Vision von einer Innerschweiz ohne Touristen. **BU**

www.literatur-karten.ch

reformiert. Impressum

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern-Jura-Solothurn, Graubünden und Zürich. www.reformiert.info

Gesamtauflage: 701829 Exemplare

Redaktion
AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Rita Jost (rj), Katharina Kilchenmann (ki), Marius Schären (mar)
GR Rita Gianelli (rig), Reinhard Kramm (rk)
ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Felix Reich (fmr), Stefan Schneiter (sts), Sabine Schüpbach (sas)

Blattmacher: Felix Reich
 Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
 Korrekturen: Yvonne Schär

reformiert. Zürich

Auflage: 236 627 Exemplare (WEMF)
 Herausgeber: Trägerverein reformiert. zürich, Zürich
 Präsident: Pfr. Rolf Kühni, Stäfa
 Redaktionsleitung: Felix Reich
 Verlag: Kurt Blum (Leitung), Cornelia Burgherr, Brigitte Tanner

Redaktion und Verlag
 Postfach, 8022 Zürich
 Tel. 044 268 50 00, Fax 044 268 50 09
 redaktion.zuerich@reformiert.info
 verlag.zuerich@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen
 Stadt Zürich: 043 322 18 18, info@i-kg.ch
 Stadt Winterthur: 052 212 98 89
 mutationen.winterthur@zh.ref.ch
 Übrige: Sekretariat Ihrer Kirchgemeinde oder reformiert@zieglerdruck.ch
 Tel. 052 266 98 70

Veranstaltungshinweise
 agenda.zuerich@reformiert.info

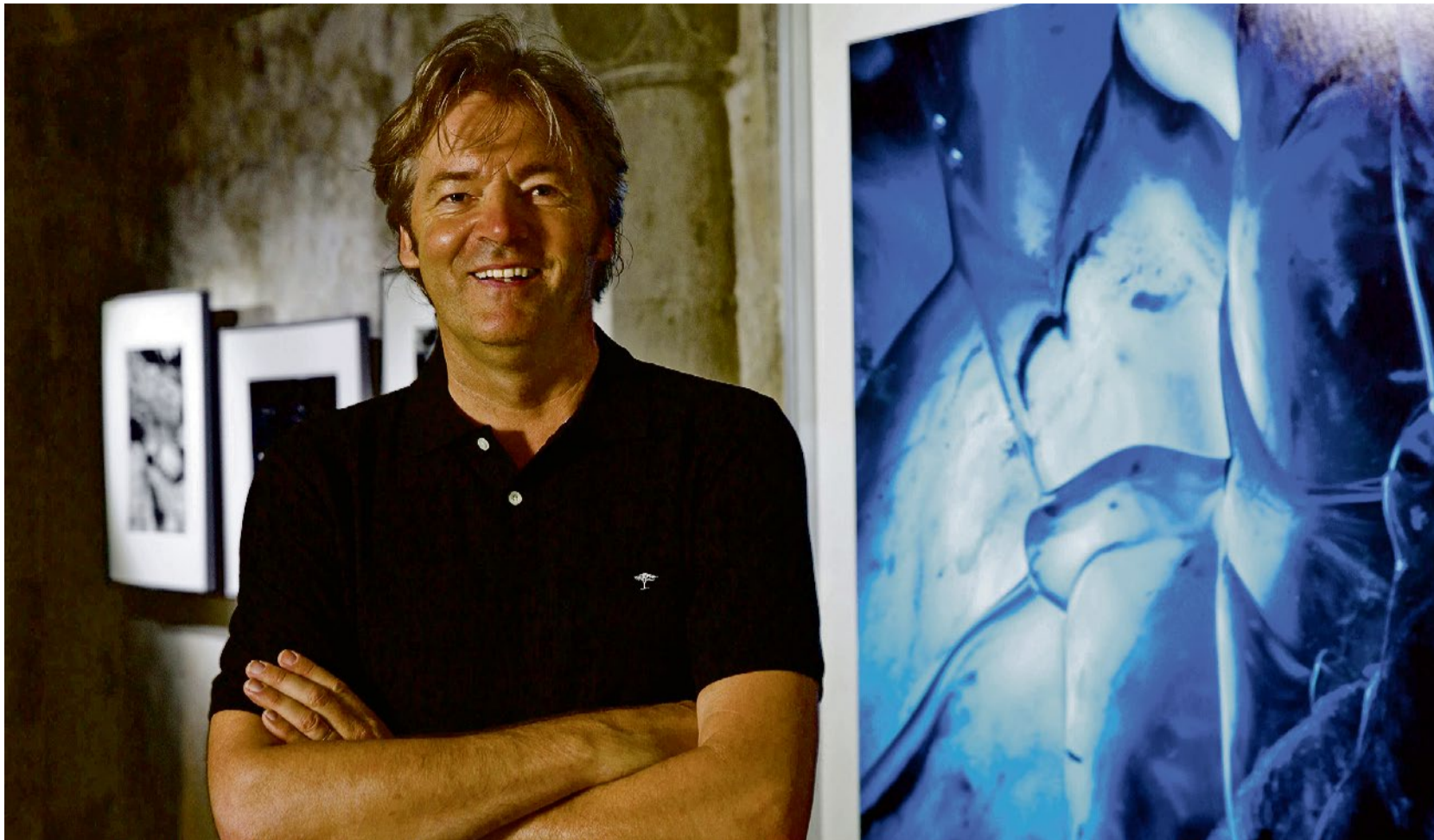
Inserate
 Kömedia AG, St. Gallen
 Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
 info@koemedia.ch, www.koemedia.ch

Nächste Ausgabe
 28. August 2015

Druck: Ringier Print AG, Adligenswil



BILDER: MORITZ-VERLAG, DELF BUCHER



Fotograf Bernd Nicolaisen versucht, das «Restlicht» einzufangen

Feuer und Flamme für Gletscher und Eis

PORTRÄT/ Der Berner Bernd Nicolaisen lässt sich vom Restlicht isländischer Gletscher verzaubern – seine Fotos zeigt er jetzt im Zürcher Grossmünster.

Die Schönheit liegt für Bernd Nicolaisen im Detail. «Schauen Sie sich diese Hausfassade an», sagt der hochgewachsene Mann mit gemütlichem Berner Dialekt und grau meliertem Haar bei einem Kaffee in der Zürcher Altstadt. Die grosse Fläche sei schnell einmal langweilig für das Auge. Aber: «Wenn Sie genau hinschauen, entdecken Sie in dieser Ritze hier plötzlich diesen kleinen Stein – das ist doch viel spannender.»

GLETSCHER ALS ATELIER. Eigentlich ist Bernd Nicolaisen Coiffeur. Seit dreissig Jahren arbeitet er zudem auch als Modofotograf. Doch die oberflächliche, glamouröse Modewelt will irgendwie nicht recht zum 56-Jährigen passen. Dafür nimmt man ihm den Künstler sofort ab. «Ich suchte einen Ausgleich zum schnellen Rhythmus», erklärt er. So kam er vor zehn Jahren vom Hochglanzmagazin zur Naturfotografie. Und fand dabei eine neue Leidenschaft: das Eis.

Bilder von Eiskletterern haben damals den Wunsch in ihm geweckt, nach Island zu reisen. Mit einem Bergführer vor Ort, der inzwischen zu einem guten

Freund geworden ist, fand er Zugang selbst zu den abgelegensten Stellen der Jahrtausende alten Gletscher auf der Vulkaninsel. Während seiner zahlreichen Reisen experimentierte Nicolaisen bei Temperaturen um den Gefrierpunkt oft stundenlang mit seiner Kamera. Zwischen 2004 und 2015 machte er unzählige Aufnahmen von Gletscheroberflächen und Eisstrukturen. Er schwärmt: «Das Eis ist auf Island so klar, dass man hindurchsehen kann.» Und er erklärt: «Darin enthaltene Lavapartikel geben ihm eine dritte Dimension. Sie machen die Farbnuancen zwischen Eisblau und Grau sichtbar.» Er fühlte sich «wie ein Maler, der plötzlich sieben statt nur drei Farben zur Verfügung hat».

Nicolaisen redet und denkt in Bildern. Seine ruhige Art wirkt ansteckend, und fast vergisst man im Gespräch die Zeit. «Die Grossformatfotografie zwingt einen zur Langsamkeit», sagt er. Denn im Gletscher gebe es viele «Fallstricke» wie etwa falsche Belichtungszeiten – Geduld mit der Technik sei da unabdingbar.

Seine Bilder zeigen stets Ausschnitte. Details eben, die genau dadurch faszinie-

Bernd Nicolaisen, 56

wurde in Aarberg BE geboren. Er ist Inhaber von zwei Coiffeursalons. Nebenberuflich arbeitet er als Landschaftsfotograf mit den Elementen Wasser, Stein, Holz und Eis. Die Ausstellung «Restlicht» ist noch bis am 21. August 2015 in der Krypta des Grossmünsters in Zürich zu sehen. Gezeigt werden zwanzig zum Teil wandfüllende Gletscheraufnahmen.

ren, dass sie nur Teil eines Ganzen sind. Nicolaisen liebt es, «einfach produktiv zu sein». Neben dem Macher ist er aber auch ein spiritueller Mensch mit einer philosophischen Sicht auf den künstlerischen Prozess. «Wenn man Licht darstellen möchte, braucht es stets auch dunkle Partien.» Im Gletscher sind diese dunklen Partien dominant. «Man braucht fünf bis zehn Minuten, bis sich die Augen ans Restlicht gewöhnen.» Genau dieses Restlicht, das seiner aktuellen Ausstellung im Zürcher Grossmünster den Namen gab, ist es, das ihn so fasziniert. Ein kurzes Zeitfenster, das er die «Schönheit der Vergänglichkeit» nennt.

KUNST, DIE BERÜHRT. Sein «gereiftes» Werk präsentiert er nun zum ersten Mal der Öffentlichkeit. Alles braucht seine Zeit. Der Berner sagt: «Ein Apfel ist im Herbst reif und nicht im Sommer.» Mit seiner Kunst will der Vater von zwei erwachsenen Töchtern die Menschen berühren: «Das fünfjährige Mädchen und den neunzigjährigen Urgrossvater.» In der Krypta hat er hierfür die richtige Kulisse gefunden. SANDRA HOHENDAHL-TESCH

GRETCHENFRAGE

NORA GOMRINGER, LYRIKERIN

«Schreiben ist eine innere, stille Feier, etwas Religiöses»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Gomringer?

Am Tag der Verleihung des Bachmann-Preises in Klagenfurt ging ich vor dem Wettlesen zur Messe in den Dom. Das war sehr schön. Und abends, nachdem alles vorbei war, legte ich einen Strauss auf das Grab der Schriftstellerin Ingeborg Bachmann. Ja, ich kann sagen, ich glaube an Gott. Ich gehe nicht nur in die Kirche, wenn ich mal Zeit habe, es ist mir ein echtes Bedürfnis. Als Künstlerin behaupte ich: Die Kreativität kommt von Gott.

Wie meinen Sie das?

Als Leiterin des Künstlerhauses Villa Concordia in Bamberg habe ich ein reichlich ausgefülltes Leben. So schreibe ich meine literarischen Texte meistens früh morgens oder sehr spät in der Nacht. Besonders während dieser Umbrüche des Tages erlebe ich, dass Schreiben etwas Religiöses hat. Es wird zu einer inneren, stillen Feier. Die Orte, von welchen die Texte herkommen, sind sehr eigen. Oft ist man überrascht oder gar überwältigt. Dann denke ich manchmal: Da schreibt doch einer mit.

Der Text, mit dem Sie eben den Preis beim Literaturwettbewerb gewonnen haben, endet mit dem Satz: «Und die einen nennen es Gott und die anderen wissen es besser.» Was meinen Sie damit?

Die Hauptperson in meiner Geschichte recherchiert nach dem Selbstmord eines dreizehnjährigen Jungen, ob es sich nicht doch um ein Verbrechen handelt. Dabei deckt sie eine äusserst widersprüchliche Welt auf. So wie sie halt ist, oder: so wie ich sie sehe. Ich bin eine gläubige Zweiflerin und frage mich: Was will dieser Gott eigentlich? Oder ist es am Ende eine Göttin? Bei all den Grausamkeiten könnte es durchaus auch eine Frau sein.

Ihre Sätze können messerscharf sein.

Ja, aber grundsätzlich bin ich den Menschen sehr zugewandt und schreibe aus der Liebe zu ihnen heraus. Kürzlich war ich bei meiner Oma am Sterbebett. Sie öffnete kurz die Augen und sagte: «Ich hab's gesehen, Gott weiss nicht, was er will.» Sie hatte immer einen festen Draht zu ihrem Herrgott, und sie setzt sich offenbar bis zuletzt mit ihm auseinander. Das berührt mich. Das Ringen um Leben und Tod ist doch das Allerspannendste.

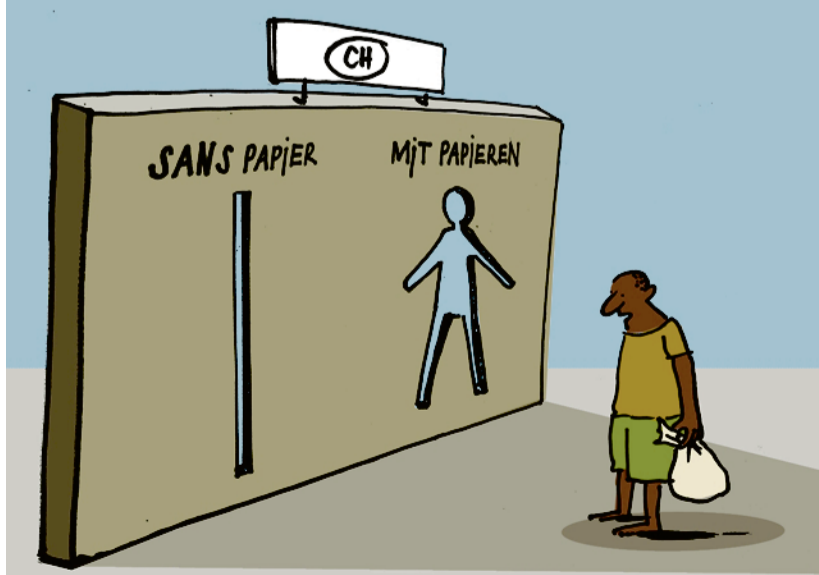
INTERVIEW: KATHARINA KILCHENMANN



Nora Gomringer, 35

ist Direktorin der «Villa Concordia», Künstlerhaus in Bamberg und Gewinnerin des Ingeborg Bachmann-Preises 2015 in Klagenfurt.

CHRISTOPH BIEDERMANN



100 JAHRE KIRCHENBOTE

FRAUENSTIMMRECHT

APOSTEL PAULUS UND DIE ROLLE DER FRAU

1918 wollte die Zürcher Landeskirche die Ordination von Frauen einführen. Der Staat, selber bedrängt wegen des Frauenstimmrechts, versagte diesen kirchlichen Schritt. Dabei war die Frage in der Kirche selbst noch gar richtig geklärt. So argumentierte 1930 Marianne Kappeler im «Kirchenboten» mit den berühmten Paulusstellen gegen das weibliche Pfarramt: Frauen dürfen das Evangelium niemals verkünden. Paulus ist auch Kronzeuge, wenn Dora Wipf im Jahr

1947 in der Zeitung gegen das kirchliche Frauenstimmrecht argumentiert. Die organisatorische «Verweiblichung der Kirche» in Liegenschafts- und Finanzkommissionen sei ihr ein Gräuel. Viel besser engagiere sich die Frau bei Alten- und Krankenbesuchen – Tätigkeiten, die ihr von der familiären Arbeitsteilung her vertraut seien. Das Passiv-Innerliche ist für Wipf die naturgemässe Rolle der Frau. 1962 war dann Schluss der Debatte. Der Kanton gab seinen Segen zum kirchlichen Frauenstimmrecht. 1963 wurden schliesslich zwölf Pfarrerinnen im Grossmünster feierlich ordiniert. BU